

4. Ergebnisteil

Im folgenden Kapitel wird Einblick in die Ergebnisse der mit der Dokumentarischen Methode ausgewerteten narrativ-biographischen Interviews gegeben. Die Ergebnispräsentation folgt dabei einer groben Untergliederung in drei Teile. So erfolgt zunächst eine Falldarstellung zweier ausgewählter Fälle aus dem Sample. Im Anschluss daran werden die aus den Orientierungsrahmen der Einzelfälle gebildeten, sinngenetischen Typen vorgestellt und eine Annäherung an eine konjunktiven Erfahrungsräume der Männer im Rahmen der soziogenetischen Typenbildung geleistet.¹ Wie bereits angekündigt, werden die Konzepte der Caring Masculinities zusammen mit der Synthese aus denen der hegemonialen Männlichkeit und männlicher Herrschaft in den folgenden Ausführungen als heuristisches Modell bzw. Reflexionsfolie herangezogen.

Ein Ausblick auf die drei wichtigsten, aus der Fallanalyse und Typenbildung gewonnenen Ergebnisse zeigt, dass Männlichkeitskonstruktionen von migrantischen Männern und Vätern vielfältig sind. Sie sind auf dem gesamten Spektrum von traditionellen bis progressiven Männlichkeiten und traditionellen bis neuen Vaterschaftskonzepten zu verorten. Die Ergebnisse signalisieren zweitens, dass das Vaterschaftserleben der migrantisierten Männer teilweise massiv von ihren Rassismuserfahrungen gekennzeichnet ist. Deshalb kann drittens die These formuliert werden, dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form des (*weißen*) Privileges handelt.

Um den Auswertungsprozess und den Erkenntnisgewinn nachvollziehbar und transparent zu argumentieren, wurden zunächst für die exemplarische Falldarstellung² zwei Fälle ausgewählt, die eine hohe Prägung durch Rassismuserfahrungen

1 Es sei nochmals darauf hingewiesen, dass weder die Falldarstellungen noch die Typiken einen Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit oder Allgemeingültigkeit erheben, sondern Ausdrücke der sozialen Wirklichkeit darstellen, die Teil und Abbild der gelebten Realität sind (vgl. Fuhs 2012, S. 91).

2 Das Ziel der Fallbeschreibungen besteht dabei darin, die »Gesamtgestalt« (Bohsack 2021, S. 143) des Falles darstellen. Der den Fall konstituierende Orientierungsrahmen soll rekonstruiert und in seiner prozesshaften Entfaltung nachvollziehbar gemacht werden (vgl. ebd., S. 145).

aufweisen (4.1). Im Folgenden werden daher zunächst die beiden Fälle von Deniz (4.1.1) und Onur (4.1.2) vorgestellt. Die Darstellung orientiert sich dabei an den Vergleichsdimensionen der soziodemographischen Daten, Männlichkeit, Vaterschaft, Care und natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit³. Am Ende dieses Teilkapitels werden die Fälle zusammenfassend kontrastiert (4.1.3). Im darauffolgenden Kapitel werden die drei Typen vorgestellt, die im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung der Basistypik Männlichkeit gebildet werden konnten (4.2). Die Darstellung von Typ I: Idealist (4.2.1), Typ II: Pragmatiker (4.2.2) und Typ III: Traditionalist (4.2.3) erfolgt ebenfalls entlang der Vergleichsdimensionen, die die Falldarstellungen strukturieren. Die Typen werden am Ende ebenfalls kurz zusammengefasst und einander gegenübergestellt (4.2.4). Im Anschluss daran werden die Ergebnisse der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung vorgestellt (4.3). Hierbei wird zunächst auf die Typik der Rassismuserfahrungen eingegangen (4.3.1), um anschließend einen Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik zu geben (4.3.2). Auch die Ergebnisse dieses Kapitels werden abschließend kurz zusammengefasst (4.3.3).

4.1 Ausgewählte Falldarstellungen

Die Falldarstellung soll einen detaillierten Einblick in zwei ausgewählte Fälle aus dem Sample ermöglichen, die in maximalem Kontrast zueinanderstehen und dementsprechend auch unterschiedlichen Typiken zugeordnet werden können (Typ I: Idealist und Typ III: Traditionalist). Mit Blick auf die soziodemographischen Daten weisen beide Fälle auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten auf. So migrieren sowohl die Eltern von Deniz als auch die von Onur im Zuge der Gastarbeiter:innenanwerbung seit Mitte der 1950er Jahre aus der Türkei nach Deutschland. Beide Männer sind in Deutschland geboren und weisen nur einen geringen Altersunterschied von vier Jahren auf. Deniz und Onur sind beide verheiratet und leben zusammen mit ihren Familien. Jedoch bestehen auch große Unterschiede zwischen beiden Fällen: Sie unterscheiden sich mit Blick auf die in der vorliegenden Untersuchung relevanten Vergleichsdimensionen und vor allem hinsichtlich ihrer handlungsleitenden Orientierungen. Damit stehen sie in maximalem Kontrast zueinander.

3 Es soll an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht werden, dass im Rahmen der Auswertung aus formalen Gründen von den Vergleichsdimensionen im Singular gesprochen wird. Dies schließt auf einer inhaltlichen Ebene jedoch nicht aus, dass die einzelnen Kategorien wie Männlichkeit oder auch natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit mehrfache Ausprägungen und/oder Zugehörigkeiten beinhalten, die im Ergebnisteil sichtbar gemacht werden.

4.1.1 Deniz

Soziodemographische Daten

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Deniz 45 Jahre alt, verheiratet und Vater einer dreizehnjährigen Tochter, die eine Privatschule besucht. Sein höchster Bildungsabschluss ist der Abschluss der Realschule, d.h. er verfügt über keinen berufsbildenden oder akademischen Abschluss. Nach verschiedenen beruflichen Stationen arbeitet er als Trainer in der Erwachsenenbildung. Seine Ehefrau ist selbstständige Gastronomin und die Ernährerin der Familie. Wie Deniz hat auch sie einen türkischen Migrationshintergrund. Deniz' Eltern migrieren 1971 im Zuge der Gastarbeiter:innenanwerbung aus der Türkei nach Deutschland, wo der Vater in Vollzeit in einer Fabrik, die Mutter in Teilzeit als Reinigungskraft arbeitet. Deniz wird in Deutschland geboren und ist nach dem Tod seines älteren Bruders der Älteste von drei Kindern. Die Familie lebt zunächst in einem Vorort einer Großstadt, in die die Familie umzieht, als Deniz ca. dreizehn Jahre alt ist.

Männlichkeit

Deniz' Konstruktion von Männlichkeit orientiert sich in Bezug auf seine Familie stark am Konzept von Caring Masculinities, das heißt, dass er Dominanz ablehnt und gleichzeitig Werte der Fürsorge in seinen Entwurf von Männlichkeit integriert. Er hält nicht an der Ernährer- bzw. Versorgerrolle fest, bzw. erachtet diese Rollen als nicht konstitutiv für seine Männlichkeit. Dies entspricht ebenso seiner starken Orientierung an Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung. Zugleich zeigt er vor allem hinsichtlich seiner Bildungs- und Berufsbiographie dominantes Verhalten und ›Machertum‹ als eher traditionelle Elemente einer hegemonialen Männlichkeit.

Schon früh in seinem Leben stellt Deniz unter Beweis, dass er ein ›Macher‹ ist. An einer frühen Erinnerung an seine Grundschulzeit, in der es um den Religionsunterricht geht, lässt sich Deniz' Orientierung an Selbstbestimmung und Durchsetzungsfähigkeit deutlich erkennen. Dieses Narrativ zeigt darüber hinaus die Verflechtung des Erlebten mit einer Erfahrung des Otherings. Mit Leiprecht (2016) ist Othering als Merkmal von Rassismus zu verstehen, welches ›Andere‹ sozial markiert und diese in ein »dichotomes Verhältnis zu einem nicht-markierten Eigenen [setzt, JB]« (ebd., S. 227). Genauer geht es hier um die asymmetrische Machtverteilung zwischen der ›europäischen Kultur‹ und den ›anderen Kulturen‹.⁴

4 Erstere dabei gilt als »von Natur aus fortschrittlich«, »modern«, »zivilisiert«, »rationalk« und »männlich/dominant« [während Letztere als, JB] »in ihrem Entwicklungspfad erstarrt, »unzivilisiert«, »irrationalk«, »traditionell« und »weiblich/unterworfen« [gelten, JB]« (Siouti et al. 2022, S. 8).

Weil Deniz in einem »konservative[n] Ort« (Z. 274) aufwächst, ist er »der einzige in [s]einer Jahrgangsstufe, der nich Deutsch [ist, JB]« (Z. 275f.). Daher muss er während des Religionsunterrichts »immer auf den Flur« (Z. 278f.), was er als »prägend« (ebd.) erlebt und was ihn »angekotzt [hat, JB]« (Z. 281). Wenn er das Klassenzimmer nach dem Unterricht wieder betritt, besitzen alle Kinder »Lichtbilder« (Z. 282), die »Engel« (Z. 284) oder das »Jesuskind« (ebd.) abbilden. Irgendwann hat Deniz genug davon, immer auf dem Gang zu sitzen und keine Lichtbilder zu haben, weswegen er die Kirche neben seiner Grundschule aufsucht und vorgibt, die Erlaubnis seiner Eltern zum Ministrieren eingeholt zu haben (vgl. Z. 286ff.). Die Unterschrift auf dem vom Pfarrer ausgehändigte »Zettel« (Z. 289) fälscht er und ministriert daraufhin für eine gewisse Zeit. Dies ermöglicht ihm die Teilnahme am Religionsunterricht sowie das Ansammeln der »meisten Lichtbilder« (Z. 295) in der Klasse. In diesem kurzen Abschnitt zeigt sich einprägsam, dass Deniz schon als Kind selbstbestimmt und durchsetzungskraftig auftritt. Er identifiziert die ›Veränderung‹ durch die Dominanzgesellschaft sowie die daraus resultierende Benachteiligung und findet einen Lösungsweg, den er erfolgreich umsetzt. Doch Deniz zeigt sich nicht nur risikofreudig, indem er sich über den Pfarrer und seine Eltern hinwegsetzt. Vielmehr übertrumpft er mit dem Besitz der meisten Lichtbilder sogar die anderen Kinder. Dies kann als klassische Form eines ernsten Spiels des Wettbewerbs gedeutet werden, welches Deniz gewinnt und damit symbolisches Kapital anhäuft. Gleichzeitig dient sein Verhalten der Herstellung von Zugehörigkeit im Klassenverbund.

Weiterhin erzählt Deniz in einer kurzen Passage von seiner Zeit auf der Realschule, auf der er sich selbst anmeldet und die er ohne die Unterstützung seiner Eltern absolviert. So nimmt sein Vater nur »ein einziges Mal« (Z. 584) an einem Elternabend teil. Durch den Wunsch des Vaters, dass Deniz ein Studium aufnimmt, lässt er sich »in die Situation drängn [...] weil=ich=gesagt=hab so, dir zeig ich=s so ich geh auf die FOS« (Z. 595f.). Doch Deniz erkennt: »hey ne ich s-des=is=nichts=meins« (Z. 597f.) und gibt in der Abiturprüfung leere Blätter ab. Auch in diesem Narrativ lässt sich deutlich Deniz' Orientierung an Selbstbestimmung und Durchsetzungsfähigkeit erkennen, die klassisch-konstitutive Momente von hegemonialer Männlichkeit darstellen. Zudem interpretiert er die hohen Bildungsaspirationen des Vaters als kompetitive Herausforderung, die er auch annimmt (»dir zeig ich=s«). Letztlich entscheidet er sich aber doch für einen anderen – seinen eigenen – Weg. Ein positiver Horizont besteht für Deniz damit im Treffen eigener Entscheidungen und der Emanzipation von Erwartungen oder Wünschen anderer.

Eine weitere, stark ausgeprägte Orientierung besteht in Deniz' politischer Haltung, die ebenfalls konstitutiv für seine Männlichkeitskonstruktion ist. Mit 16 Jahren beginnt er sich im Rahmen einer Jugendgruppe »politisch zu sozialisiern« (Z. 89). Sein politisches Verständnis beschreibt er wie folgt:

»[U]nd **genau** des war dann quasi meine, durchgezogene Linie die nach wie vor heute noch gilt also so politisch aktiv zu **sein**, politische **Verantwortung** zu übernehm, **Sachn** zu **hinterfragn**, **gesellschaftskritisch** zu **sein**, in Teilen **progressiv** glaub ich, oder in groß-großn Teiln progressiv und, **schon immer** mit der **Fragestellung**, wie würd ich eigentlich **Gesellschaft gestaltn**, wie würd ich eigentlich Zusammenlebn gestalten und brauchts diesen ganzen Müll den wir hier produziern überhaupt, des war so **meine**, quasi **Linie**, die sich bis **heute durchzieht** und, von der ich enorm **zehre**« (Z. 89–96).⁵

Diese Orientierung entsteht also schon früh und zieht sich als »Linie«, von der er »enorm zehrt«, bis heute durch.⁶ Sein politisches Verständnis beschreibt er als »progressiv« und betont die (Eigen-)Verantwortung, aktiv zu sein und die Gesellschaft zu gestalten. Er strebt danach, Gegebenes zu hinterfragen und zu kritisieren. Dies zeigt sich vor allem auch im Verlauf seiner Erwerbsbiographie. Durch sein politisches Verständnis und sein ›Machertum‹ bzw. seine Durchsetzungsfähigkeit steigt er trotz fehlender formaler Qualifikation bei einer Autovermietung auf und ist »am Schluss verantwortlich für=n Geschäftszweig, deutschlandweit« (Z. 647f.). Wegen der hohen Arbeitsbelastung erleidet er einen Herzinfarkt und gibt seine Leitungsposition auf, um »erstma n Jahr nichts [zu machen, JB]« (Z. 654), außer seine Frau in und mit ihrem Geschäft zu unterstützen. Da er schon während seiner Zeit bei der Autovermietung Fortbildungen und Trainings für die Mitarbeitenden gibt, erhält er ein Stellenangebot als Trainer in der Erwachsenenbildung mit dem Schwerpunkt »Interkultur« (Z. 567). Deniz tritt diese an und entwickelt im Rahmen seiner Arbeit »Sachn [...] in Richtung Diversitätsentwicklung Antidiskriminierung« (Z. 574f.), ist »ganz viel unterwegs, mach[t] ganz viele Trainings [...] ganz viele Vorträge und [...] ganz viele Keynotes« (Z. 586f.). Dies bietet für ihn die Möglichkeit, in dem Bereich zu arbeiten, in dem er »sowieso schon immer, ehrenamtlich unterwegs war« (Z. 589). Zugleich ist er damit sehr erfolgreich: Er wird als Experte für Diversitätsfragen wahrgenommen, was er auch durch die dreifache Wiederholung »ganz viele« betont. Durch seine positiven Horizonte, sich Inhalte autodidaktisch anzueignen und sich nicht durch Formalitäten von Zielen abbringen zu lassen, gelingt es

-
- 5 Die Transkription erfolgte nach unveröffentlichten Transkriptionsrichtlinien (von Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Wiebke Waburg und Dr. Volker Mehringer (Universität Augsburg)). Zur besseren Nachvollziehbarkeit der wörtlichen Zitate sollen die wichtigsten Transkriptionsregeln kurz erläutert werden: Fett gedruckt sind Worte, die besonders betont werden, kursiv gedruckt sind solche, die langezogen gesprochen werden. Das Gleichheitszeichen zeigt an, dass Wörter zusammenhängend gesprochen wurden. Kommata stehen für kurze Pausen, ansonsten sind Pausen in ihrer Dauer in Klammern angegeben. (Leere) Klammern zeigen an, dass das Gesprochene nicht oder nicht eindeutig verstanden werden konnte.
- 6 Wörter oder Satzteile, die mit doppelten Anführungszeichen aber nicht mit Zeilenangaben versehen sind, entstammen den vorher abgedruckten Passagen aus den Interviews.

ihm, seine Lohnarbeit mit seinen politischen Interessen zu verbinden und dabei erfolgreich zu sein. In Bezug auf seine Bildungs- und Berufsbiographie resümiert er: »genau, jetzt is=es rund gewordn hab=nich studiert genau, hab nich studiert hab auch keine Ausbildung gemacht, genau« (Z. 59of.). Damit kann er einerseits auch ohne formale Bildungsabschlüsse für sich verbuchen, eine fundamentale Anforderung an hegemoniale Männlichkeit erfüllt zu haben, nämlich die Verknüpfung von Männlichkeit mit Beruf und Karriere.

Andererseits gilt es zu betonen, dass Beruf und Karriere für Deniz keine vergleichbar identitätsstiftende Funktion haben wie für andere Männer. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass Deniz' Frau mit ihrer Selbstständigkeit die Rolle der Familienernährerin erfüllt. In folgender Passage beschreibt Deniz, wie es dazu kommt:

»[U]nd hat des *dann* mit Geburt von [Tochter] **auch** bleibn lassn, *und* n Jahr *später* hatte sie die Gelegenheit sich **selbstständig** zu machn und hat die Gelegenheit dann auch **wahrgenomm**, genau (ham=dann) zusamm ihr=n Ladn aufgebaut ich hab sie unterstütz-**versucht** zu unterstütztn genau und jetzt is sie selbstständig hat n, **tolln Betrieb** glaub ich zumindest sagn des die Mitarbeiterinnen von ihr, (die=hat=da) ne **Eisdiele** und n **Dönerladn** im **[Supermarkt]** [...] genau, ja und dort is sie **drin** hat ne **Eisdiele** hat n **Dönerladn**, **zehn Angestellte** dis=**passt**, (dis) macht ihr glaub ich auch **Spaß** genau und, und sie s-s-sie bringt quasi die **Brötchen nachhause** und ich darf mich *austobn* mit mit **Kultur** und mit Ding, genau« (Z. 797–716).

Als die gemeinsame Tochter ca. ein Jahr alt ist, ergibt sich die Möglichkeit, dass Deniz' Frau sich mit einer »Eisdiele« und einem »Dönerladn« selbstständig machen kann. Deniz »versucht [sie dabei, JB] zu unterstützen«. Mittlerweile hat sie zehn Mitarbeitende, die finden, dass es sich um einen »tolln Betrieb« handelt. Deniz glaubt, dass auch seine Frau »Spaß« an der Arbeit hat. Er profitiert insofern davon, dass sie die »Brötchen nachhause« bringt und er sich mit »Kultur und mit Ding« austoben darf. Schon früh in der Eingangspassage erzählt Deniz, dass er »ganz viel Kultur gemacht [hat, JB] immer, äh=war immer kulturinteressiert« (Z. 97). Dadurch, dass seine Frau die Rolle der Brotverdienerin einnimmt, kann er sich also in diesem Bereich »austoben«. Dies spiegelt deutlich sein Streben nach Selbstverwirklichung und dem Ausleben von Interessen und seinen Idealen wider. Sich mit seinem Beruf oder der Erwerbsarbeit zu identifizieren, stellt jedoch keinen positiven Horizont für ihn dar. Auch fühlt er sich durch die unkonventionelle Rollenverteilung zwischen seiner Frau und ihm nicht ›entmännlicht‹. Die Orientierung an seinen Idealen scheint für Deniz bedeutsamer zu sein als die an den klassisch-konstruktiven Elementen von hegemonialer Männlichkeit.

Dies zeigt sich auch im Umgang mit seiner Tochter. Obwohl er in der Erzählung immer wieder als Beschützer seines Kindes auftritt, ist anzunehmen, dass dies nicht nur auf eine Orientierung an traditioneller Männlichkeit, sondern auch auf die von ihm gemachten Rassismuserfahrungen zurückzuführen ist. Deniz muss(te) nicht nur selbst Rassismuserfahrungen machen, sondern verfügt auch qua intellektueller Beschäftigung, politischem Verständnis und beruflicher Entwicklung über (theoretische) Wissensbestände und Expertise zum Thema Rassismus. Ihm ist klar, dass er mit seiner Familie in einer rassistischen Gesellschaft lebt, weswegen er weiß, dass es ihm nicht gelingen kann, seine Tochter vor diesen Erfahrungen zu bewahren. Gleichzeitig zeigt sich im Interview immer wieder, dass er trotz dieses Wissens danach strebt, sein Kind davor zu schützen, was auf ein geringes Enaktierungspotential verweist (vgl. Kleemann et al. 2013, S. 161). Beispielhaft zeigt sich dies, als er als Bezugsperson und Unterstützer auftritt, während seine Tochter beim Übertritt von der Grund- auf die weiterführende Schule Rassismus erfährt.⁷ Das folgende Zitat spiegelt Deniz' Wissen und Bewusstsein über das Phänomen Rassismus wider:

»[D]jes is alles **strukturell bedingt** wo, Menschen einfach in Situationen gezwängt werden, wo sie eigentlich **nich hingehörn**, genau, sie sprechn aber **gut Deutsch** ne und, **ach** ham sie des **studiert** so und wenn ich dann in Seminarn bin, **könn** sie des **überhaupt** so, genau solche Sachn **tagtäglich** oder, **Racial Profiling** zum Opfer zu **falln** kontrolliert zu werden ständig konfrontiert zu werden als Experte für Erdogan und so weiter und sofort also des is **all des was jedn Tag** oder was mittlerweile ne **Lebensrealität is** von **mir** und von **meiner Frau** und natürlich auch **prägt** und, war **auch schon mit** so=n Gedanke ebn, **zuerst** einmal äh-von dieser vo-von dieser Lebensrealität meine **Tochter wegzuhalten**« (Z. 844–853).

Deniz weiß um die »strukturelle« Verankerung von Rassismus und gibt Beispiele dafür, wie den Kommentar, dass er »gut Deutsch« spreche, »Racial Profiling⁸ zum Opfer zu falln«, oder als »Experte für Erdogan« gelesen zu werden. Dies stellt eine »Lebensrealität« für seine Frau und ihn dar, die »prägt«, und von der sie die Tochter »wegzuhalten« versuchen. Hier zeigt sich der Anspruch, sein Kind zu beschützen, zu bewahren und rassistische Gefahren abzuwehren.

In Bezug auf seine Frau und auf seine Tochter zeigt sich Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities. Das oben abgedruckte Zitat zur Selbstständigkeit seiner Frau macht deutlich, dass Deniz nicht nur für sich selbst, sondern auch für

7 Dies soll an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden, da hierauf im Rahmen der sinn- und soziogenetischen Typenbildung (vgl. Kap. 4.2 und 4.3) genauer eingegangen wird.

8 Racial Profiling beschreibt eine rassistische Vorgehensweise der Polizei, Kontrollen von Personen durchzuführen, ohne dass diese sich durch ihr Verhalten verdächtig machen. Vielmehr wird sich dabei auf das phänotypische Erscheinungsbild von Personen als Legitimation beziehen (vgl. Cremer 2017, S. 405ff.).

seine Frau möchte, dass diese sich selbst verwirklichen kann, weswegen er sie beim Übergang in die Selbstständigkeit unterstützt, obwohl die Tochter zu diesem Zeitpunkt erst ca. ein Jahr alt ist.⁹ Auch wenn im Interview offenbleibt, wer sich in dieser Zeit um das Kind kümmert, wird doch sichtbar, dass nicht geschlechterstereotype Sichtweisen auf Mutter- und Vaterschaft das Ausleben dieser Rollen fundieren, sondern dass das Streben nach Selbstverwirklichung geschlechtsstereotypen Rollenzuschreibungen vorgeordnet wird. Dass sich das Ausleben der Elternrollen nicht an einem klassischen Verständnis orientiert, zeigt sich auch in folgendem Abschnitt:

»[A]Iso wir (hattn) irgendwie ne **harsche Auseinandersetzung** mit [Tochter] und meine Frau und *ich*, und, und Auseinandersetzung meint wir ham halt **echt heftig diskutiert** und wir sind **alle** so, Ding **emotional** und diskutieren dann auch **Ding**, und ham schon so ne **Streitkultur** für uns etabliert und, meine Frau hat gesagt, [ahmt seine Frau nach] **[Tochter] sag mal bist du blöd, ja** und=[Tochter]=hat=gsagt=**ich nich aber anscheinend ihr** und dann war=s **sofort** von mir der Ding, **sag mal wie redest du** so, ja, wo ich aber **sofort** merke **ey, wart mal kurz** also, is sie jetzt gleichwertiger Partner in diesem Haushalt oder **nich** ja, **zählt** sie oder zählt sie nich=und wenn sie **zählt** und du nimmst dir des Recht zu sagn, ey sag mal bist du **blöd** i-schte-steht ihr des Recht **auch** zu so und an solchen Sachn **merkst** du deine Schrankn und **musst** dich natürlich revidiern (weil=sie=dann=sagt) **wart=mal kurz**, wieso sagst **du** des dann so und du dann schon **merkst**, äh-ja natürlich hat sie recht und dann **ebn** wirklich den Schritt zurück zu machn und nich zu sagn so jetzt spiel ich meine **Papakarte** oder meine **Mamakarte** und sag, ich darf des du **nich** sondern zu sagn es tut mir leid [Tochter] aber könn=mer uns drauf einigen dass=wa uns des gegenseitig nich an Kopf werfen **so**« (Z. 994–1010).

Während einer »harsche[n] Auseinandersetzung« mit ihrer Tochter, fragt Deniz' Frau die Tochter, ob sie »blöd« sei, woraufhin diese antwortet »ich nich aber anscheinend ihr«. Deniz weist sie daraufhin zurecht, indem er sie fragt »sag mal wie redest du«. Im nächsten Moment erinnert sich Deniz an sein Ideal, dass in der Familie alle als »gleichwertige[] Partner in diesem Haushalt« gelten und zählen. Dementsprechend hat auch seine Tochter das Recht, so mit ihren Eltern zu sprechen. Deniz stößt an seine Grenzen und tritt, indem er nicht die »Papakarte« spielt, einen Schritt zurück. Deniz orientiert sich also nicht an einer ›natürlichen‹ Hierarchie in der Familie oder am Bild des Pater Familias, sondern begreift alle (Kern-)Familienmitglieder als genuin gleichberechtigt. Zudem bezeichnet er seine Familie sowie sich selbst als »emotional« und gesteht seiner Tochter zu, dass sie

9 Wie Keller und Körner (2023) feststellen, war im Jahr 2022 nur rund jede achte Mutter (13 %) erwerbstätig, wenn das jüngste Kind im Haushalt jünger als ein Jahr war (vgl. ebd., S. 92).

im Recht ist, als er sich an seine die klassischen Elternrollen überwiegenden politischen Ideale erinnert. Er übernimmt Verantwortung und entschuldigt sich für sein Verhalten. Die innerfamilialen Beziehungen und Rollen sind damit geschlechterunabhängig an Gleichberechtigung und Demokratisierung orientiert. Damit weist Deniz einerseits eine starke Orientierung an Caring Masculinities auf, andererseits orientiert sich seine Männlichkeitskonstruktion (scheinbar widersprüchlich) auch an traditionell-konservativen Elementen einer hegemonialen Männlichkeit wie Dominanz und der Ernährer- bzw. Beschützerfunktion.¹⁰

Vaterschaft

Auch mit Blick auf Vaterschaft ist Deniz' Orientierung an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung zu verzeichnen. Zudem möchte er eine Bezugsperson für sein Kind sein und kann als neuer Vater charakterisiert werden, was sich insbesondere in seiner Verrichtung von Care-Arbeit zeigt.

Für Deniz und seine Frau ist die Entscheidung, Kinder zu bekommen, keine selbstverständliche. Vielmehr haben sie »ganz lange drüber nachgedacht, keine Kinder zu bekomm« (Z. 123f.), was eine politisch motivierte Überlegung darstellt. So können sie lange nicht für sich beantworten, ob sie »gewährleisten [können, JB], dass unsere Kinder oder unsere Kind frei is« (Z. 126). Als seine Frau ungeplant schwanger wird, beginnt Deniz sich aus philosophischer Perspektive mit der Frage zu beschäftigen, »Was bedeutet eigentlich n Kind und welche Herrschaftszwänge herrschen und wie kann man des auflösn« (Z. 154f.). Seine Vaterschaft beschreibt Deniz als »Herausforderung« (Z. 1205), die nicht vorstellbar ist (vgl. Z. 1207). In einer etwas längeren, äußerst dichten Passage beschreibt Deniz seine Vaterrolle und sein Erziehungsverständnis sehr anschaulich:

»[Tochter] sagt immer du bist **kein normaler Papa** ja, und ich **weiß nich** was für=n **Normalitätsverständnis** sie darunter verortet aber ich glaube dass es ganz ganz viel damit zu tun hat weil sie natürlich merkt, [holt Luft] welchn, **Machtasymmetrien** und welchn **Verständnissen** von **Familie** von **Vater** von **Mutter** von **Kindsein**, **Mitschülerinnen** unterworfen sind also [Tochter] ruft an und sagt ich bin jetzt in der **Stadt** und, dann is **gut** und, merkt halt schon dass ihre Freundinnen anrufen Papa Papa **darf** ich in die Stadt so und dieses Dilemma merkt die schon und, ich weiß nich ob sie=s **braucht** aber des verortet sie für sich glaub ich schon als **un-normal**, und ähm, also **wichtig** is für mich dass meine Tochter is=n **Individuum**, ja, und ähm das hält mir immer so, also es gibt von Hegel so=n, so=n **schön** so=n **schön**, **Text** so=n **kleinen**, da geht=s um, ähm n **Kind** dis die Treppe **hochlaufn** will und der Vater verbietet dass des Kind die Treppe hochläuft, und Hegel stellt die

¹⁰ Dieses vermeintliche »Orientierungsdilemma« (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 373) wird in Kap. 5.2. ausführlich reflektiert und an aktuelle (theoretische) Diskussionen in der kritischen Männlichkeitsforschung rückgebunden.

Frage ähm, ähm worum=s denn **geht** also geht=s um die **Gefahr** der-dis Kind ausgesetzt is dann kann der Vater doch **mitgehn** und dafür sorgen dass diese Gefahr gebannt is oder geht es darum, den **Willn** des Kindes zu brechn so, nämlich zu sagn, **ich** habe **entschiedn**, **mein Wille** is du gehst da nich rauf und den **hast** du zu akzeptiern und damit, dein Willn **durchzustreichen** so, und, des war für mich *so=n so=n wichtiger*, wirklich *so=n wichtiger* Satz zu sagn wart mal, genau dis **gilt** für meine Tochter, und sie hat ihrn **Willn** und so lang ich den **Willn**, in Anführungszeichn, *n-ihr nicht* auseinander-legen kann in der Form, **schau mal des und des und des und des und des, stimmt nich weil, hm hm hm hm hm hm und daher, würde ich**, und dann auch nicht zu **verbietn** weil **Verbot** *is=n, is=n wahnsinnig* schreckliches Ele-schreckliches **Mittel**, so, nicht zu verbieten sondern zu sagn so jetzt entscheide mal auf **der Grundlage** so des, des is so mein Ansatz und deswegen hab ich vorhin versucht, zu sagn so, **ich sehe** mein, **meine Vaterrolle**, nich als ich weiß schon was für meine Tochter **gut is** sondern, als, natürlich kann m jungen Mädchen mit **dreizehn** oder mit **vierzehn** noch nicht **alles**, so präsent sein an, Entscheidungsgundlagn die **vielleicht wichtig wärn** und genau da in dieser **Form**, genau so zu interveniern und zu sagn so **hier hättest** du nochmal Grundlagn, die vielleicht deine Entscheidung, in nem ganz andern **Licht** beziehungsweise auf ner ganz andern **Basis falln lässt ab-falln fälln kannst** beziehungsweise, **ganz anders darstellen** deine **Entscheidung** so, und **so** seh ich meine **Rolle** und, des rückt-aber des, des is ne **Rolle** und die is, **klar** äh zeitlich **abgesteckt** ja, nämlich, so lange, so lange sie=s **braucht** oder immer dann wenn sie=s **braucht** und **sonst nich**« (Z. 931–965).

Deniz gibt seine Vaterrolle zu Beginn aus der Sicht seiner Tochter wieder, die ihn nicht als ›normalen‹ Vater sieht. Er geht davon aus, dass seine Tochter bei ihren Mitschülerinnen sieht, welchen ›Machtasymmetrien‹ und ›Verständnissen von Familie von Vater von Mutter von Kindsein‹ diese unterworfen sind. Seine Tochter muss, im Unterschied zu ihren Freundinnen, nicht fragen, ob sie in die Stadt gehen darf, sondern einfach nur Bescheid geben. Ein wichtiger Grundsatz für ihn ist, dass er seine Tochter als Individuum sieht, die ihren eigenen Willen hat. Inspiriert von einem Text von Hegel gesteht er seiner Tochter zu, ihren eigenen Willen durchzusetzen, solange er ihr ihn ›nicht auseinander-legen kann‹ also argumentieren kann, warum sie etwas nicht tun soll oder etwas, das sie für richtig oder wahr hält, ›nicht stimmt‹. Dementsprechend lehnt er Verbote stark ab. Seine Vaterrolle sieht er nicht darin, zu wissen was für seine Tochter gut ist, sondern darin, ihr ›Entscheidungsgrundlagn‹ zu geben, damit sie ihre Entscheidungen ›auf ner ganz andern Basis fälln [kann, JB]‹. Seine Vaterrolle ist zudem zeitlich begrenzt, nämlich nur solange sie das braucht ›oder immer dann wenn sie=s braucht und sonst nich‹. Sichtbar wird, dass für Deniz in der Normalkonstruktion von Familie und in den damit einhergehenden ›natürlichen‹ Hierarchien, Machtasymmetrien und der Erziehungspraktik, Verbote auszusprechen, negative Horizonte bestehen, von denen er sich bewusst abgrenzt.

Er strebt vielmehr danach, seine Tochter als Individuum anzuerkennen, die ihren eigenen Willen hat, eigene Entscheidungen trifft und der er lediglich temporär mit seinen Argumenten und Perspektiven unterstützend zur Seite stehen kann – was wiederum kongruent mit seinem an seinen Idealen ausgerichteten Orientierungsrahmen ist. Deniz' Versuch, seiner Tochter »Hilfestellung zu gebn und nich mehr« (Z. 212) ist etwas, das er selbst nicht durch seine Eltern erfahren hat. Er beschreibt seinen eigenen Vater als jemanden, der, »wenn er gesagt hat jetzt is Schicht, dann war auch Schicht im Schacht« (Z. 218f.). Deniz reflektiert sich dagegen als Vater und fragt sich in den entsprechenden Situationen, »mit welchem Recht willst du jetzt den Willn von ihr, brechn zurückweisen in seine Schranken verweisen« (Z. 221f.). Dies erklärt sich Deniz einerseits als Resultat seiner eigenen Sozialisation, andererseits aber auch durch den »Anspruch [seiner Tochter, JB] an ihre Sozialisation« (Z. 225). Auch in diesem Auszug zeigt sich, dass Deniz seine Tochter als gleichberechtigte Person innerhalb des Erziehungsgefüges begreift, die ihren Erziehungs- bzw. Sozialisationsprozess selbstständig mitgestaltet. Deniz denkt, dass seine Tochter und er sich »wohl mit der Rolle« (Z. 1064) fühlen. Wie sie sich in zwanzig Jahren dazu äußert, kann er nicht vorhersehen, aber er ist sich sicher, dass es »ganz ganz viele Punkte, gebn [wird, JB], wo wir, eben nich einer Meinung sind und Sachn anders verstehen so, und auch dann eventuell nich aushandeln könn« (Z. 1068f.). Dies akzeptiert er (»is halt so« (Z. 1070)) und möchte trotzdem ihren Willen und ihre Entscheidungen respektieren, auch wenn das bedeutet, dass sie »getrennte Wege« (Z. 1071) gehen und seine Tochter es so macht »wie [sie, JB] des für richtig [hält, JB]« (Z. 1072). Seine Vaterrolle betreffend hält er, seine nicht anwesende Tochter direkt adressierend, fest: »Ich als Vater muss drauf schaun dass dir ebn Leib und Leben nichts passiert dass du dich nich in nen unnötiges Risiko begibst« (Z. 1073f.). Dies macht zunächst den Anschein, als wäre die Vaterrolle auf ein Minimum reduziert. Deniz konzipiert seine Rolle jedoch sehr offen, dynamisch und flexibel. Wie sich dies auf seine konkreten Erziehungspraktiken auswirkt, wird im Folgenden anhand von beispielhaften Erzählungen verdeutlicht.

Wenn seine Tochter Fragen an ihn hat, will er diesen mit »Ernsthaftigkeit« (Z. 1052) begegnen und führt dies wiederrum auf seine politische Haltung zurück: »[D]es [ist, JB] eben von meim politischen Bewusstsein auch geprägt [...] nämlich zu sagn hey und jeder zählt ne und wieso solln und wieso soll ne Person mit ihren Wünschn nicht zum Zug komm« (Z. 1054ff.). Auch durch seine Erziehungspraktiken lebt Deniz also seine politischen Überzeugungen aus. Dafür ist er nicht nur bereit, sich selbst und sein Handeln in Frage zu stellen, sondern begreift die Interaktionen mit seiner Tochter als Lerngelegenheiten für beide Seiten:

»[D]aran **wächst du** und ich mein es **echt ernst** daran sind wir schon gewachsn also auch **Sachn, erklärn zu könn**, nich komplizierte **Fachsprache** zu **benützn, einfache Sprache** zu benützn dass es **nachvollziehbar**-blei-nachvollziehbar **bleibt**, auf die

eigene Sprache *aufzupassn*, und auf der andern Seite, schon so des was sie auf-schnappt *an*, an **Rassismus** an **Sexismus** so was sie **mitbringt** schon nochmal, ihr so aufzuschlüsslIn dass sie sagt hey, *i-i-stimmt* ich will da nich mitmachn so, dis is-natürlich is des ne **Aufgabe** so, und des is auch ne Aufgabe im **wahrsten Sinne** also du g-gibst schon **ganz ganz viel** von dir **auf** ne und ich glaube, und *äh* dieses Aufgaben dieses eben *zurücksteckn* als **Vater** *da zu sein* und nich jetzt, deinen individuellen Wünschn *nachgehn* zu **könn** oder nachgehn zu **wolln** zumindestens für=n bestimmtn Zeitabschnitt« (Z. 1037–1047).

Deniz und seine Frau begreifen die Interaktion mit ihrem Kind als Möglichkeit, daran zu »wachsen«. Auch wenn die Tochter Rassismen oder Sexismen »aufschnappt« und »mitbringt«, besteht die Aufgabe der Eltern darin, ihr diese »aufzuschlüsslIn«, sodass sie sagt »ich will da nicht mitmachn«. Mit dieser Aufgabe gibt Deniz zugleich viel von sich selbst auf. Als Vater muss er »zurücksteckn« und kann oder will seinen »individuellen Wünschn«, zumindest für eine begrenzte Zeit, nicht nachgehen. Anhand der Erziehungspraktiken lässt sich nachvollziehen, dass diese neben der Orientierung an der Individualität der Tochter und dem Respektieren ihres eigenen Willens auch Werte wie Rassismus- und Sexismuskritik beinhalten, die wiederum an Gleichberechtigung und Demokratisierung ausgerichtet sind. Ein Erziehungsziel ist damit, dass die Tochter die an sie herangetragenen Rassismen und Sexismen nicht reproduziert. Deniz macht durch verschiedene Beispiele erkennbar, wie sich dies im Rahmen der Erziehung niederschlägt. Er erzählt von einer Situation, in der seine Tochter die »erstn Fragn« (Z. 197) zum Thema »Jungs« (Z. 196) stellt. Die Eltern achten dabei bewusst darauf zu sagen, dass »die Option [...] nicht nur Jungs [sind, JB]« (Z. 198). Dies ist für die »Community« (Z. 199) aus der Deniz kommt, »unvorstellbar« (Z. 200). Wenn sie mit Freunden aus der Community zusammen sind und davon erzählen, bekommen sie Rückmeldungen wie »dis könnt ihr doch echt nich machn« (Z. 202) und dass man der Tochter diese Option »nich aufm Tab-Tablett präsentieren [muss, JB]« (Z. 203f.). Obwohl seine Tochter die Montessorischule¹¹ besucht, stellt Deniz fest, dass seine Tochter von »extrem konservative[n]« (Z. 205) Eltern und deren Kindern umgeben ist. Die Tochter reagiert mit »Kontra« (Z. 208) auf die Aussage ihrer Eltern, »obwohl sie genau weiß was wir meinen« (ebd.): »spürt ihr wieso ne Frau ich bin doch ne Frau« (Z. 207). In diesem Abschnitt tritt nun auch Deniz Frau deutlich in Erscheinung, die in dieser Frage dieselben Werte wie Deniz

¹¹ Deniz zeigt sich dem Regelschulbetrieb und dem deutschen Bildungssystem gegenüber ganz generell sehr kritisch. So soll die Tochter eigentlich schon mit der Einschulung auf ein Montessori-Grundschule gehen, bekommt aber keinen Platz und »war dann [...] die ersten vier Jahre im Regelbetrieb« (Z. 160), was er als regelrechten »Kampf« (Z. 161) beschreibt, da »dieser ganze Wissensdurst diese ganze Neugier von nem Kind, des in die Schule kommt [...] vernichtet [wird, JB]« (Z. 162f.).

vertritt. Die Eltern emanzipieren sich mit ihren Überzeugungen zudem auch davon, was ihre Community als Konsens formuliert. Konservatismus bildet hier einen negativen Horizont für Deniz, während er nach Progressivität, Liberalität und Gleichberechtigung strebt. Den Widerstand seiner Tochter kann Deniz einordnen und versteht dies als normalen Akt der Rebellion eines Kindes gegen seine Eltern.

Neben den Beispielen, die er anführt, um zu zeigen, welche Werte die Eltern der Tochter zu vermitteln versuchen, schildert Deniz im folgenden Auszug eine Situation, in der er von seiner Tochter den Impuls bekommt, sein Verhalten zu hinterfragen. Als sie im Kindergarten ist, fragt sie ihn, warum sie mit dem Auto und nicht mit dem Fahrrad zum Bäcker fahren. Damit versteht er, »was für=n Scheiß« (Z. 1239f.) er macht. Er nimmt diesen Impuls als Anlass zur Reflexion und ändert daraufhin sein Verhalten. Während er vorher »nur« (Z. 1243) Auto fährt, fährt er jetzt viel Fahrrad, nutzt öffentliche Verkehrsmittel und läuft viel (vgl. Z. 1243f.). Sein Anspruch ist es dabei, sich nicht »selbst in die Tasche zu lügen« (Z. 1245f.), indem er Umweltschutz predigt und trotzdem überall mit dem Auto hinfährt (vgl. ebd.). Deniz erkennt seine Tochter also als gleichwertiges Gegenüber an, von dem er lernen kann, seine politischen Überzeugungen tatsächlich in die Praxis zu transferieren. Weiterhin begreift er Kinder nicht als Kinder, sondern als »denkende Individuen die Verantwortung übernehm« (Z. 1258), wie sich bspw. an der Bewegung Fridays for Future zeigt. Deniz grenzt sich ab von einer Sichtweise, die Kindern das eigenständige Denken oder die Übernahme von Verantwortung abspricht. Damit vertritt er ein kompetenz- und ressourcenorientiereres Bild von Kindern, das einmal mehr seine politischen Ideale und deren Verflechtung mit seinem Vaterschaftskonzept und seinem Erziehungs- und Bildungsverständnis spiegelt.

Care

Die Orientierung an seinen politischen Idealen findet man auch in Deniz' Handlungspraktiken, die Care-Arbeit betreffen. Er übernimmt Verantwortung und verrichtet sowohl Organisations- als auch Haushalts- und Erziehungsaufgaben. Besonders ersichtlich wird dies am Beispiel der hauptverantwortlichen Kommunikation mit den Schulen, als der Übertritt seiner Tochter von der Grund- in die weiterführende Schule ansteht. Deniz ist in diesen Fragen der Hauptansprechpartner seines Kindes und wird auch von den Schulen als solcher wahrgenommen.¹²

Auf die immanente Nachfrage, wie Deniz seine Vaterrolle beschreiben würde, entfaltet er eine mit Beispielen angereicherte Argumentation über die Organisation des Zusammenlebens der Familie. Deniz' Konzept von Vaterschaft bzw. Familie beschreibt er mit dem Bild des Zusammenlebens (»wir lebn zusammen« (Z. 966)).

¹² Wie schon im Unterkapitel zu Vaterschaft, soll dies an dieser Stelle nicht weiter vertieft werden, da hierauf im Rahmen der sinn- und soziogenetischen Typenbildung (4.2 und 4.3) genauer eingegangen wird.

Diese »Konstellation« (Z. 967) wird dadurch getragen, dass seine Frau und er die »finanziellen Kosten tragen« (Z. 968), weil ihre Tochter das »nicht kann« (Z. 969) und »sich mit etwas anderem beschäftigen soll« (ebd.). Darüber hinaus fallen sie »wirkliche Entscheidungen« (Z. 971) zusammen, die sich nicht nur darauf beziehen, wo hin sie in den Urlaub fahren, sondern wie sie die Wohnung einrichten, wofür sie Geld ausgeben, wo sie sich engagieren, was sie in ihrer Freizeit machen und wie viel Zeit sie zusammen verbringen, bzw. wie viel Zeit jede:r individuell verbringt (vgl. Z. 971ff.). Diese Entscheidungen werden gemeinsam diskutiert und die Tochter hat »genauso ein Stimmrecht« (Z. 976) wie die Eltern. Entscheidungsfindungen folgen der Prämisse, dass »jeder sein kann« (Z. 989). Dieser Prozess stellt eine Herausforderung dar und »verlangt [...] ganz ganz viel sich selbst in Frage stellen« (Z. 991f.) und »gelingt auch sicherlich nicht immer« (Z. 992f.). Markant zeigt sich hier, dass das Zusammenleben ›basisdemokratisch‹ organisiert ist, da alle Familienmitglieder ein gleichberechtigtes Stimmrecht haben und die Mehrheit entscheidet. Dass die Aushandlungsprozesse viel Zeit und Energie kosten, wird von allen in Kauf genommen und die elterliche Entscheidungsmacht nicht ausgenutzt. Damit leitet die Orientierung an politischen Idealen nicht nur Deniz' Handeln, sondern auch das seiner Frau und Tochter. Dies bildet also das Fundament des Zusammenlebens. Wie Care-Arbeit konkret zwischen den Familienmitgliedern ausgehandelt und aufgeteilt wird, zeigt sich in folgender Passage:

»Also in der Regel ist es so, dass wir **alle** dass wir **alle** kurz vor sieben **wach** sind und dann fängt des **erste Aushandeln** an nämlich **wer**, kommt **wie** in die-also ich **fahr**, **quasi** mein Weg is an der Schule vorbei von **[Tochter]**, und vor allm ab April **radl ich** und **[Tochter]** hat halt nich immer **Bock** und dann, geht-ist die **erste** Fragestellung so, fahrn wir **öffentliche Verkehrsmittel** **ich fahr Rad** so und wie kommst **du**, [Frau] kannst **du** **[Tochter]** **fahrn** so und des=is des **erste aushandln** und, wird wirklich **jedn** Tag in der **Früh neu verhandelt**, so beziehungsweise am Abend **vorher** wenn ma wenn ma Lust und Muße habn und uns irgendwie **sehn**, sag=mal so morgen so weiß einer wie=s Wetter wird so, wer **radelt** wer radelt **nich** so genau, des=is=des=erste und meine Frau is halt, dadurch dass sie ebn selbstständig is **immer** in der glücklichen **Situation** dass sie sagn kann so **j-jetzt geh ich** so und dadurch (2) hat **sie für sich** des so eingerichtet, dass sie Vormittags dort is dass sie ganz ganz viel Sachn die **sie macht fertig** macht und dann, ebn **heimgeht** oder sich mit **Freundinnen trifft** oder in die **Stadt** geht genau und dann fängt des zweite Aushandeln an **[Tochter]** hat **aus so**, geht **[Tochter]** in die **Stadt** so bin ich in der **Stadt** kommt sie zu **mir** geht sie zu, **Ding** oder, geht sie mit **Freundinnen** und sie spielt **Theater** oder geht sie-muss sie zum **Theater** so, kommt sie alleine **hin** abends meistens kann sie nich allein zurück so **wer holt sie**, so, [holt Luft] dieses aushandeln, genau und **dann**, stehn halt immer so, wirklich organisatorische **Fragn** an wie, wer **kocht**, was **essen=wa** wer kauft **ein**, genau das **Ganze**, so **Wäsche** is in der Waschmaschine tu doch bitte aus=m Waschmaschine in den Trockner **rein** leg sie

zusamm so, diese Sachn (werfen) wir uns halt **zu**, und, oftmals gibt=s Situationen wo ich sag hey ich hab **überhaupt** keine **Lust** oder meine Frau sagt **hey**, ich hab **kein Bock** so, und dann müss=mer halt schaun wie mer=s machn und [Tochter] springt da echt **gerne** und oft **ein** nämlich immer in der Rolle zu sagn so, ich hab eigentlich **nichts** ich **könnte** dis so und dann über-b-bleibt=s halt ihr überlassn ob sie=s machen will oder **nich machn will** so und sie **macht=s** also wirklich des is überhaupt nich du **musst** jetzt **des machn** du musst jetzt das=machn=sondern sie räumt die Spülmaschine ein die räumt **aus** die kümmert sich um ihre **eigene Wäsche**, dass des in **Schrank** kommt, die-die macht ihr eigenes **Zimmer, selbstständig** immer **dann** wenn sie **Bock** drauf hat, **sauber**, so und d-d-des **funktioniert**« (Z. 1104–1133).

Als Antwort auf die exmanente Nachfrage zum Ablauf des Alltags erzählt Deniz, dass die Familie um kurz vor sieben Uhr aufsteht und dann das »erste Aushandeln« beginnt, das sich darum dreht, wer wie wohin kommt. Dies wird jeden Morgen neu verhandelt, manchmal auch schon am vorigen Abend, je nach »Lust und Muße« bzw. wenn die Familienmitglieder sich »irgendwie sehn«. Durch ihre Selbstständigkeit ist seine Frau in der »glücklichen Situation dass sie sagen kann so j-jetzt geh ich«. Vormittags ist sie in ihrem Betrieb, macht »ganz ganz viel Sachn [...] fertig« und hat dann Freizeit. Das »zweite Aushandeln« beginnt, wenn die Tochter aus der Schule kommt und bezieht sich darauf, wie sie ihre Freizeit verbringt oder wer sie bspw. vom Theaterspielen abholt. Auch organisatorische Fragen, die sich bspw. auf das Kochen, Einkaufen und Wäschewaschen beziehen, werden ausgehandelt. Oftmals haben Deniz oder seine Frau »kein Bock« und dann »müss=mer halt schaun wie mer=s machen«, oder aber die Tochter springt ein. Dennoch bleibt es ihr überlassen, »ob sie=s machen will oder nich machn will«. Obwohl es ihr die Eltern nicht vorgeben, räumt sie die Spülmaschine ein und aus oder kümmert sich selbstständig um ihr Zimmer. Damit ist der Alltag von Aushandlungsprozessen bestimmt, die es ermöglichen, dass die Bedürfnisse aller Familienmitglieder berücksichtigt werden können. Feste Aufgabenverteilungen oder Arrangements bestehen nicht, was der Familie größtmögliche Flexibilität erlaubt. Besonders interessant ist das Bild, dass Deniz von seiner Frau zeichnet. Da sie die Familienernährerin ist und zur Arbeit muss, scheint sie sich den Aushandlungen zu einem bestimmten Zeitpunkt entziehen zu dürfen. Es entsteht der Eindruck, dass Deniz auch am Nachmittag bezüglich der Freizeitgestaltung mehr im Austausch mit seiner Tochter steht, möglicherweise auch mehr Zeit verbringt als die Mutter. Die Rolle der Mutter erinnert hier auf den ersten Blick an einen traditionellen Vater, der hauptsächlich mit der Erwerbsarbeit beschäftigt ist und vor allem am Abend in Erscheinung tritt, wenn es darum geht, die Tochter z.B. vom Theater abzuholen. Was die organisatorischen Fragen betrifft, bleibt offen wie genau sich die Mutter und Deniz die Haushaltaufgaben teilen, da er vor allem davon erzählt, wie seine Tochter sich im Haushalt einbringt. Festgehalten

werden kann jedoch, dass es sich bei Deniz' Frau scheinbar nicht um eine Gate-Keeperin handelt, da alle Familienmitglieder alle Haushaltsaufgaben verrichten können und auch verrichten. Gleichzeitig bestätigt dies die These, dass sich Deniz' Entwurf von Männlichkeit in erster Linie an Caring Masculinities orientiert und Deniz auch als neuer Vater gelten kann. Auch die Art und Weise wie Deniz hier erzählt, deutet darauf hin, dass die Aushandlungsprozesse zwar anstrengend, das Familienklima aber gleichzeitig locker und entspannt ist. Es ist in Ordnung, auch mal keine Lust zu haben. Zudem scheint sich die Freiheit und Selbstbestimmung, die der Tochter in ihren Entscheidungen zugestanden wird, positiv auf ihre intrinsische Motivation, sich am Haushalt zu beteiligen, auszuwirken. Deniz beschreibt seine Tochter als »enorm selbstständig« (Z. 1142), auch was ihre Freizeitgestaltung betrifft, in der sie sich mit »ganz ganz viele[n] Sachn« (Z. 1143) beschäftigt. Auch emotionale Arbeit, die einen Bestandteil von Care-Arbeit darstellt, wird innerhalb der Familie gleichberechtigt aufgeteilt. Abends lässt die Familie »den Tag Revue passieren« (Z. 1146) und sie leihen sich »gegenseitig [...] einfach so n Ohr« (Z. 1146f.), was Deniz als wichtigen Bestandteil des Abends bewertet. Weiterhin stellt er fest, dass diese Form und Organisation des Zusammenseins und -lebens schon seit 26 Jahren mit seiner Frau eine »gute Marschrute« (Z. 1077) darstellt und es für ihn »ebn nicht drum [geht, JB] in Rolln zu denkn sondern wir leben zusamm, ja« (Z. 1079f.). Dies ist nicht »auerlegt« (Z. 1081), sondern weil »wir (des=jetzt=im=Moment) so wähln, wolln« (Z. 1081f.). Als Vater sieht er sich »gar nich so als Papa sondern als Mitbewohner dieser dieser WG [...] und ich glaub, meine Frau sieht des auch so« (Z. 1097). Ein negativer Horizont besteht für Deniz darin, in starren (Geschlechter-)Rollen zu leben, die die Gestaltung des Familienlebens vorgeben. Vielmehr strebt er danach, bedürfnisorientiert und gleichberechtigt zu leben. Das Zusammenleben bezeichnet er, ähnlich zu seinem Konzept von Vaterschaft als »pure Herausforderung« (Z. 1227). Statt in »Ehemann Ehefrau Kindrollen« (Z. 1231) zu denken« präferiert er das »WG Verständnis« (ebd.), weil es viel »erleichtert« (Z. 1232) und auch ermöglicht, dass »bissl purer Ego-i-purer Egoismus für uns d-für uns alle drin [ist, JB]« (Z. 1233f.). Deniz grenzt sich einmal mehr von einer konservativen Sicht auf Familie ab und sucht stattdessen die Herausforderung des familiären WG-Lebens, das auch symbolisch für die in der Familie hoch bewertete Intellektualität steht.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Deniz' Sicht auf die Kategorie natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ist von einer im Lebenslauf gewachsenen Metaperspektive geprägt, die kulturelle Zuschreibungen verweigert, ein dynamisches Kulturverständnis sowie eine hohe Ambiguitäts-toleranz aufweist. Was im folgenden Unterkapitel gezeigt werden soll, ist, dass Deniz stellenweise starre Zuschreibungen vornimmt, mit denen er versucht, sein Aufwachsen nachvollziehbar zu machen. Sein Blickwinkel ist vor allem durch eine frühe Erfahrung geprägt, die das Aufwachsen in einem kleinen Vorort bzw. den

späteren Umzug in die benachbarte Großstadt betrifft. Dieses Narrativ erfolgt sehr früh in der Eingangspassage und hat eine hohe biographische Relevanz für Deniz. Deniz' Sozialisation wird durch ein kleines »Örtchen« (Z. 15) und die »einheimische Community« (Z. 16) geprägt, die nur aus Deutschen besteht. Seine in »Anführungszeichen Muttersprache« (Z. 17f.) lernt Deniz mit sieben, weil er durch die Erwerbstätigkeit beider Elternteile »nur deutschsprachig aufgewachsen« (Z. 18f.) ist. Deniz wächst bei einer »Pflegemama« (Z. 20) auf, die er auch als »Nachbarin« (Z. 21) oder »Oma« (ebd.) bezeichnet, »die des nich beruflich gemacht hat« (Z. 20). Sein Aufwachsen ist von einem »Zwiespalt« (Z. 23) geprägt, »bei dem auf der einen Seite die »deutsche Kultur [...] Lebensart Lebensrealität [und auf der anderen seine Familie mit, JB] ihrn Regeln [...] gesellschaftlichen Tabus [...] Ritualen [...] Vorgehensweisen« (Z. 25ff.) stehen, die die Rückkehr in die Türkei erleichtern sollen (vgl. Z. 28). Deniz bezeichnet dies als »extremes Spannungsfeld« (Z. 30f.), was auch darin besteht, dass »du so-, Zuhause was anderes hast als in deiner Freizeit« (Z. 30f.). Seine Freunde haben im Unterschied zur Familie »ne ganz andere Art und Weise [...] zu leben [...], zu verstehn mit Sachen umzugehn« (Z. 32). In dieser Passage kann zunächst der Eindruck entstehen, dass Deniz in starren Kultatkategorien denkt, da er bspw. von der ›deutschen Kultur‹ spricht. Durch die Anführungszeichen, in die er den Begriff Muttersprache setzt, deutet sich allerdings seine Kritik an diesem Konzept an. Plausibel scheint die These, dass Deniz hier auf eine doppelseitige Unterstellung rekurriert: Zum einen beinhaltet diese, dass Muttersprachler:innen ›ihre‹ Sprache perfekt beherrschten und zum anderen, dass mehrsprachige Personen nicht (entwicklungs-)fähig seien, ein solches muttersprachliches Level ebenfalls zu erreichen (vgl. Knappik 2016, S. 230). In dieser Passage erzählt er ebenfalls, erst mit sieben Deutsch gelernt zu haben (›hab dann mit siebn Deutsch gelernt« (Z. 22)), was widersprüchlich erscheint. Letztlich kann und soll jedoch nicht geklärt werden, welche Sprache Deniz zuerst beherrscht, da es im Rahmen der Dokumentarischen Methode nicht darum geht, ›Wahrheiten‹ zu überprüfen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2021, S. 364). Die Sequenz kann vielmehr aufgrund ihrer sprachlichen Dichte und Bedeutungsverschiebungen als Ausdruck von Ambivalenz von Zugehörigkeitsgefühlen zwischen einer ›türkischen‹ und ›deutschen Identität‹ gedeutet werden. Da beide Elternteile erwerbstätig sind, ist die Familie auf ›externe Kinderbetreuung‹ angewiesen.¹³ Diese wird von der »Nachbarin«, die für die Kinder zur »Pflegemama« bzw. zur »Oma« wird, geleistet.

¹³ Lange Zeit wurde in der Forschungslandschaft zu den sog. Gastarbeiter:innen ignoriert, dass nicht nur Männer angeworben wurden und auch nicht nur Männer erwerbstätig waren (vgl. z.B. Lutz und Huxel 2018, S. 77; vgl. ausführlich zur Geschichte von Frauen als Gastarbeiterinnen: Mattes 2005, S. 26ff.). Dementsprechend waren viele Familien auf die Kinderbetreuung durch Verwandte im Herkunftsland angewiesen (vgl. Herwartz-Emden und Waburg 2008, S. 14).

Die verschiedenen Bezeichnungen können auf die unterschiedliche Nähe-Distanz-Regulationen verweisen, die Deniz und seine Geschwister in den Beziehungen zu der Nachbarin und ihren Eltern aushandeln mussten. Die Betreuungsperson und die Freund:innen aus der frühen Kindheit stellen für Deniz die Vertreter:innen der ›deutschen Kultur‹ dar, während seine Familie die ›türkische Kultur‹ symbolisiert. Da Deniz letztere unter anderem mit Regeln und Tabus beschreibt, also mit Begriffen die (für ihn) eher negativ konnotiert sind, kann hier der Eindruck entstehen, dass er ein stereotyp-pauschalierendes Bild von der ›türkischen Kultur‹ hat, das er ablehnt. Die starke Zerrissenheit, die er erlebt, drückt sich in der Dopplung der Synonyme aus, die er für diesen Zustand wählt: Zwiespalt bzw. extremes Spannungsfeld. Diese Situation beginnt sich, mit einem einschneidenden Erlebnis, dem Umzug von dem Vorort in eine Großstadt, zu ändern:

»[W]ir=hatten=dann=so=n **Bruch** (2) am **ersten August=äh=sechsundachtzig**, warum weiß ich des so wir sin nämlich von [Ort] in die [Stadt] gezogn und plötzlich war in meim **ganzen Umfeld**, Kinder von, damals in Anführungszeichen **Gastarbeiterfamilien**, aus **Jugoslawien** aus **Italien** aus **Griechenland** aus der **Türkei** ä-et cetera, und plötzlich war, mein Umfeld komplett **divers** und ich war natürlich in meiner Sozialisation komplett **weiß** sozialisiert war so=n so=n **Bruch** der, nicht nur bei **mir** sondern auch so bei der **Familie** bei mein Eltern zu nem Bruch geführt hat nämlich, die warn **auch nur** in nem deutschen **Umfeld**, und warn **jetzt plötzlich** in Anführungszeichen mit ihresgleichen konfrontiert und, **musstn** natürlich, in ner gewissen *Form*, nochmal, des wie sie gelebt habn die ersten **sechzehn Jahre** in Deutschland n **bisschen** in Fragestelln **revidieren** in Teile auch, **zurückschraubn** oder über Bord werfen hm, war **spannend**, genau zu dieser Zeit hat mein Vater beschlossen so wir sind jetzt in **Deutschland** und wir leben in **Deutschland** und ich geh auch nich mehr **zurück**« (Z. 44–57).

Deniz beschreibt den Umzug als »Bruch« und setzt zum einzigen Mal im Interview eine konkrete Zeitmarke, indem er das genaue Datum nennt. »Plötzlich« ist sein Umfeld geprägt von Kindern aus »in Anführungszeichen Gastarbeiterfamilien«, die aus Jugoslawien, Italien, Griechenland und der Türkei kommen. Dadurch, dass Deniz Umfeld auf einmal »komplett divers« und er selbst »komplett weiß sozialisiert« war, entsteht ein Bruch für ihn und seine Familie. Seine Eltern sind bis dato auch nur von einem »deutschen Umfeld« umgeben und sind »jetzt plötzlich in Anführungszeichen mit ihresgleichen konfrontiert«. Deniz bewertet diese Zeit in der Retrospektive als spannend, da sein Vater zu dieser Zeit beschließt, dass die Familie nicht in die Türkei zurückkehrt. Durch die doppelte Bezeichnung des Erlebten als »Bruch« wird die Relevanz des Umzugs aber auch der Entscheidung des Vaters, mit der Familie in Deutschland zu bleiben für Deniz überdeutlich. Auch in diesem Abschnitt benutzt er zwei Mal die »Anführungszeichen«, um »Gastarbeiterfamilien« und die »ihresgleichen« der Eltern zu beschreiben. Damit zeigt er die Kritik an den

Begriffen an, die die beschrieben Menschen homogenisieren und Zuschreibungen, Stereotype und Vorurteile verfestigen. Später im Interview kommt Deniz nochmal auf diese Situation zu sprechen. Bezeichnend ist, wie er dem Umzug empfindet:

»[I]ch und mein Bruder ham da echt **Tränen, geweint** wir wolltn da nich weg also unser ganzes Umfeld und so und, des **neue** Umfeld war halt **komplett anders** (also=so) **rausgerissen** alles Deutsch *Tobi Matthias Christian ähm*, wie hieß sie, äh **Sonja** äh (2) [...] und es war halt komplett **weiß** und dann kommst du, **boom** in ne-die pure Diversität« (Z. 362–368).

Die deutschen Vornamen stehen metaphorisch für das *weiße* Umfeld, das mit einem großen Knall (»boom«) auf- und abgelöst wird. Mit diesem, durch den Umzug bedingten, Umbruch und der Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, beantragt der Vater die deutsche Staatsbürger:innenschaft für sich und seine Familie. Deniz erzählt, dass sie in seinem Freundeskreis die »ersten warn« (Z. 64), die deutsche Staatsbürger:innen und damit »nich mehr Türken« (ebd.) sind. Dies führt »natürlich zu Konflikten« (Z. 65). So wurde der Familie vorgeworfen, ihr Vaterland zu verraten und »nich stolz Türken zu sein« (Z. 66). Deniz konstatiert, dass ihn dieser Konflikt prägt:

»[D]es hat natürlich **schon geprägt** so, in ner Form geprägt wo ich sagen würde, ich bin **echt dankbar** ich bin echt **dankbar** und=ich=glaub meine Geschwister sind=s **auch**, äh weil die natür-also jeder hat dis natürlich für sich selbst v-**anders verortet**, jeder is anders damit **umgegang** aber, so diesn so diesn extremen **Nationalismus** oder dieses ich bin **stolz irgendwer** zu sein, [atmet ein] obwohl ich gar nichts dafür kann und so, das hat **überhaupt** nicht Einzug erhalten in der Familie es war, war echt, auch **gut**, weil mir des **Freiheiten** gegeben hat Freiheiten gegeben hat wovon ich glaub ich heute, [...] als **Vater** und so, zuhause einfach **Sachen** anders gestalte wie wie vor, zwanzig Jahren oder dreißig Jahren meine family« (Z. 67–77).

Nationalismus oder der Stolz darauf, »irgendwer zu sein«, hat keinen Einzug in die Familie gehalten, wofür Deniz dankbar ist. Dies verschafft ihm und seinen Geschwistern mehr Freiheiten oder Möglichkeiten des individuellen Umgangs, als seine Familie diese hatte. Deniz grenzt sich von dem Konzept Nation¹⁴ und Nationalstolz ab und betont einmal mehr seinen positiven Horizont, Dinge selbstbestimmt und eigenverantwortlich entscheiden zu können. Diese Entwicklung führt zu seinem heutigen Kulturverständnis: »[I]ch glaube, Personen sind, Abbild, von Strukturen und von Verständnissen die gewachsen sind, und des is n koloniales Verständnis

¹⁴ Allemann-Ghionda (2011) weist darauf hin, dass Nation zwar ein politisches Konstrukt, in seiner Wirkmächtigkeit jedoch nicht zu unterschätzen ist: Obwohl Grenzen »imaginiert[]« (ebd., S. 444) sind, erzeugen und perpetuieren sie kulturelle Unterschiede (vgl. ebd.).

des gewachsn is in Europa, eurozentrisch beansprucht für sich Wissn beansprucht für sich Kultur definieren zu könn« (Z. 896ff.). Eindeutig erkennbar wird Deniz struktureller und historisch-reflektierender Zugang zu den machtvollen Zuschreibungen, die unter ›Kultur‹ subsumiert werden. Er positioniert sich hier kritisch und reflektiert gegenüber Kolonialismus und Eurozentrismus. Das Dilemma seiner Eltern und der gesamten Generation, »zwischen zwei Weltn sein und zwischn, nirgendwo dazugehörn aber überall dazugehörn wolln« (Z. 463f.), hat er für sich aufgelöst und identifiziert sich als einziger im Sample als nicht-weiß (vgl. Z. 736; 863ff.). Nicht zuletzt hat er gelernt, Widersprüche auszuhalten, die seine Zugehörigkeit betreffen. In der Eingangspassage erzählt er von einem »Widerspruch den ich heute noch nicht verorten kann« (Z. 98) und der darin besteht, dass er 25 Jahre lang »türkischen, traditionellen Volkstanz« (Z. 99) getanzt hat. Dieser war nicht beschränkt auf »irgendein«, sondern er »beherrscht[t] achtzehn Regionen in der Türkei so, und von dem her hab mich da, wirklich fit gemacht und des war so meins so« (Z. 100f.). Damit erinnert Deniz' Mehrfachzugehörigkeit an das Konzept der Hybridität, das von Mecheril (2011) durch zwei Punkte charakterisiert wird: zum einen weist es die Überschreitung bzw. Zurückweisung binärer Unterscheidungen zurück, zum anderen ist ihm Widerstand inhärent, da sich Hybridität dem »universellen Anspruch binär unterscheidender Schemata [widersetzt, JB] [...] [und, JB] die hegemoniale Praxis der dominanten Kultur unterwandert und unterläuft« (ebd., S. 538).¹⁵

Wie oben beschrieben, versucht Deniz als Kind, Zugehörigkeit herzustellen, indem er sich anpasst und bspw. ministriert, um nicht mehr vom Religionsunterricht ausgeschlossen werden zu können und wie die anderen Kinder Lichtbilder zu besitzen. Während er im Kindesalter, wenn auch nur für kurze Zeit oder nur punktuell, versucht Anpassungsleistungen an die Dominanzgesellschaft zu erbringen, finden sich in Erzählungen aus dem Erwachsenenalter keine weiteren Hinweise darauf. In einem kurzen Abschnitt, der sich erneut um das Aufwachsen in dem kleinen Vorort dreht, beschreibt Deniz, dass die Familie dort von allen akzeptiert wird: »[W]ir ham dort gewohnt und warn natürlich von dieser kompletten Straße, akzeptiert also wir=warn, wenn Grillfest war wenn Ding die Kiddies warn bei uns also auf-kompletten Kiddies warn bei uns wir warn bei denen so, war wirklich so ne, also da war dieser Unterschied eben nicht, äh Deutsch zu sein überhaupt nicht zugegen« (Z. 335ff.). Möglicherweise erwirbt Deniz auch durch die Sozialisation in einem weißen Umfeld einen ›weißen Habitus‹ bzw. kann Kapitalien akkumulieren, die ihm ein Passing¹⁶ ermöglichen. Mit Ahmed (2005) kann unter Passing verstanden werden, »als

15 Das Konzept der Hybridität geht ursprünglich auf den postkolonialen Denker Homi Bhabha zurück (vgl. Dietze 2013, S. 479).

16 Dieses Konzept ist vor allem in der Geschlechterforschung geläufig, kann jedoch auch auf andere Bereiche wie Religion oder Rasse übertragen werden (vgl. Ahmed 2005, S. 270). Für den Akt des Passing erzeugt ›Rasse als gesellschaftsordnendes Prinzip [...] die konzeptualisierte

jemand anders zu passieren, [...] wahrgenommen zu werden oder auch irgendwo durchzukommen« (S. 270). Eine andere Deutungshypothese dessen ist, dass Deniz sich als sich politisierender Jugendlicher und später als Erwachsener aufgrund seiner machtkritischen, politischen Ideale und seinem Wissen über Rassismus sowie aufgrund seiner Mehrfachzugehörigkeiten bewusst oder unbewusst gegen aktive Anpassungsstrategien entscheidet.

Zusammenfassung

Deniz ist zum Zeitpunkt des Interviews 46 Jahre alt und Vater einer 13-jährigen Tochter. Er ist Sohn türkischer Gastarbeiter:innen, die zu Beginn der 1970er Jahre nach Deutschland migrieren. Die alle Vergleichsdimensionen durchdringende Orientierung und damit der Orientierungsrahmen besteht in der Ausrichtung an politischen Idealen. Diese umfassen Werte wie Systemkritik, Progressivität, Gleichberechtigung, Demokratisierung, die Verantwortung und der Wille, Gesellschaft zu gestalten, Freiheit, Selbstbestimmung und Ambiguitätstoleranz. Dementsprechend ist seine Männlichkeitskonstruktion stark am Konzept der Caring Masculinities orientiert. Zugleich zeigt er gerade hinsichtlich seiner Bildungs- und Berufsbiographie ›traditionell-männliche‹ Verhaltensweisen, die auf eine gleichzeitige Orientierung an hegemonialer Männlichkeit verweisen. Deniz erfüllt die Anforderungen an neue Vaterschaft, was sich ebenfalls an seiner Beteiligung an Organisations-, Erziehungs- und Haushaltsaufgaben zeigt. In Bezug auf den Umgang mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. den ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund zeigt er sich (macht-)kritisch reflektierend und verweigert die Reproduktion von Zuschreibungen.

4.1.2 Onur

Soziodemographische Daten

Onur ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt, verheiratet und Vater von drei Kindern. Onurs Ehefrau, die während Interview ebenfalls anwesend ist, arbeitet in Teilzeit im Einzelhandel. Wie Onur hat auch sie einen türkischen Migrationshintergrund. Die älteste Tochter ist 16 Jahre alt und besucht die Realschule. Die mittlere Tochter ist 13 Jahre alt und besucht ein Gymnasium. Das jüngste Kind ist der vierjährige Sohn, der in den Kindergarten geht. Onur schließt die Hauptschule ab und macht dann eine Ausbildung zum Gas-Wasser-Installateur, um im Anschluss die Meisterschule zu absolvieren. Seither arbeitet er im gleichen Betrieb in Vollzeit in einer Position als Meister. Onurs Eltern migrieren zu Beginn der 1970er Jahre aus

Aufteilung in unterschiedliche Räume und Sphären. Wer wo *hineinpasst* wird aus machtvoller Perspektive vermeintlich eindeutig festgelegt« (ebd., S. 272, H.i.O.).

der Türkei nach Deutschland. Während sein Vater in der Türkei die Polizeischule besucht, absolviert er in Deutschland eine Ausbildung als Maurer und arbeitet fortan in dem Beruf.¹⁷ Onur ist in Deutschland geboren, hat einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Er wächst mit seiner Familie in einem Viertel einer Großstadt auf, in dem viele »Ausländer« (Z. 34) leben.

Männlichkeit

In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich Onur an dem Idealbild hegemonialer Männlichkeit. Er weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf und versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie, was als Kernelement hegemonialer Männlichkeit gesehen werden kann. Zugleich orientiert Onur sich, gerade was seine Bildungs- und Berufsbiographie betrifft, stark an den männlichen Personen in seinem Umfeld. Dies kann anhand des Narrativs über Onurs Schullaufbahn aus der Eingangspassage gezeigt werden: Onur besucht bis zur sechsten Klasse eine »Mischmasch Ausländer Schule« (Z. 51), bis er für dreieinhalb Jahre auf die Realschule wechselt. Hier besteht er eine Prüfung nicht, weswegen er zurück auf die Hauptschule wechseln muss. Nach seinem Abschluss absolviert er eine Ausbildung als Gas-Wasser-Installateur (vgl. Z. 52ff.). In der Berufsschule zeigt er gute Leistungen, hat sogar das »Gefühl [...] einer der besten in der Klasse [zu sein, JB]« (Z. 57f.). Mit 15 oder 16 Jahren hat er allerdings einen »Durchhänger« (Z. 58). Er verbringt viel Zeit mit Mitschüler:innen, »die au net so (2) äh, Meinesgleichn warn [weil sie, JB] Blödsinn gmacht ham« (Z. 60). Retrospektiv reflektiert er »dis war halt, die falsche Richtung und dann hab i alles versaut« (Z. 62). Sein Bruder besucht ebenfalls die Realschule, »zieht sie durch« und weicht damit mit seiner weiteren Bildungs- und Berufsbiographie deutlich von Onur ab (vgl. Z. 63ff.). Onur sagt über seinen Bruder: »also, die Bildung was er-was er hat also, [lachend] brauch mer ga net drüber redn« (Z. 65). Diese sehr dichte Passage ist aus sequenzanalytischer Perspektive besonders interessant, da Onur anschaulich von seiner Schullaufbahn erzählt, die er sich durch den ›falschen Umgang‹ »versaut« (Z. 62) hat. Seine Mitschüler:innen üben einen ›schlechten Einfluss‹ auf ihn aus, was er daran festmacht, dass diese nicht ›seinesgleichen‹ sind, da sie sich »vom Gedanken her« von ihm unterscheiden. Hier kündigt sich eine der für den Fall kennzeichnenden Orientierungen an: Onurs Orientierung an ›richtigem‹ und ›falschem‹ Verhalten. Er strebt danach, ›das Richtige‹ zu tun und wird durch den Einfluss Anderer in die ›falsche Richtung‹ gelenkt. Dies zeigt sich eben exemplarisch in der Retrospektive auf seine, aus Onurs Sicht, misslungene Schulkarriere. Gerade im Vergleich zu

¹⁷ Onur erzählt über die Bildungs- bzw. Berufsbiographie seiner Mutter lediglich, dass sie die Schule irgendwann abbricht (»die hat au damals war= ja so dass ma in bestimmten Klassn einfach abgebrochen hat« (Z. 399f.)). Ob und in welchem Rahmen die Mutter in Deutschland erwerbstätig ist, bleibt offen.

seinem Bruder wird ersichtlich, dass Onur hohe Bildungsaspirationen hat. Der Satzabbruch »also, die Bildung was er-was er hat also, [lachend] brauch mer ga net drüber redn und ich hab halt, nur äh,« zeigt dies augenfällig. Weiter erzählt er, dass er auf dem Weg ins Jugendhaus an einem Schaufenster mit einem Aushang, dass »Lehrlinge gesucht« (Z. 79) werden, vorbeikommt. Er bewirbt sich, absolviert eine dreitägige Probearbeit und wird eingestellt (vgl. Z. 83f.). Seit »siebenundzwanzig Jahren« (Z. 85) arbeitet er nun »im gleichen Betrieb« (ebd.), wo er »sehr zufrieden« (Z. 86) und auch »dankbar« (ebd.) ist. Er erfährt auf seiner Stelle viel Unterstützung (»wo es geht« (Z. 87)). Zudem beendet er die Meisterschule erfolgreich und besetzt nun einen »Meisterposten« (Z. 89). Er konkludiert: »also mir jetz-mir geht=s gut in der Hinsicht« (Z. 89f.). Eine Lesart dieser Erzählung könnte sein, dass Onur diese Form des Narrativs wählt, um zu verdeutlichen, dass er >das Schlimmste< in letzter Sekunde abwenden konnte und es dank harter und guter Arbeit doch noch geschafft hat, einen >ordentlichen< Beruf zu ergreifen und sich sogar zum Meister zu qualifizieren. Symbolisches Kapital bzw. soziale Anerkennung erhält er auch über seine langjährige Betriebszugehörigkeit. Damit sind auch traditionelle Werte wie Disziplin, Zuverlässigkeit und Loyalität verknüpft. In einer weiteren Passage, in der es um die Bildungs- und Berufsbiographie seines Bruders geht, findet Onurs Idealbild von Männlichkeit seinen Ausdruck:

»[A]Iso mein **Bruder** der wie gesagt der hat (2) [holt Luft] *drei ja=dann war=er, Fachoberschule* und abgeschlossn=irgendeine Hochschule und=sonst=was und der hat sich wirklich weitergebildet=der=hat=s=äh=äh Ausbildung als Kommunikationselektroniker gmacht hat sei Techniker da gmacht, immer weiter und dann äh-hat er **wirklich** äh=auch=äh sehr viel Glück ghabt mit seim **Chef**, [holt Luft] *und, [schnalzt]*, der hat ihn sehr viel unterstützt und dann hat er s-a-auf sein **Meister gmacht**, seine Diplomarbeit hat er gmacht, sei Bachelor, (was=weiß=i) sein **Master**, (und=zwar) is=er grad auch dabei sei äh Doktorarbeit zu machn in seim Beruf aber=der=hat sich jetzt äh, is ja=jetzt ganz andere Br-anche der=is=jetzt [schnalzt] wie heißt=s ähm, Qualitätsingenieur bei **[Autohersteller]** (also=der=is) der, is wirklich von der Elitetruppe ganz obn, und der is einfach der End Prüfer, und der ch-checkt alles durch [leiser] dann geht=s also der is wirklich tip also der wie gesagt der is jetzt auch w-, ja Mitte **vierzig**, und der, der is einfach wahnsinnig was so Bildung, der is=einfach nur, [holt Luft] der will einfach diesen Doktorarbeit macht er nur dass er einfach vor seinen Namen diesen, **DR Punkt** stehn hat ja [lacht] dis macht er einfach nur und wirklich, der is, wirklich d-ein **Topmann** in seinem Beruf, und der macht des auch gut und, natürlich auch die Bezahlung, top bezahlt« (Z. 246–262).

Die Bildungsbiographie von Onurs Bruder ist durch verschiedene Stationen, wie durch eine Ausbildung als Kommunikationselektroniker, den Besuch einer Fachoberschule, durch Weiterbildungen als Techniker und Meister, das Absolvieren eines

Bachelor- und Masterstudiengangs sowie durch das Verfassen einer Doktorarbeit geprägt. Heute arbeitet der Bruder als Qualitätsingenieur bei einem großen Autohersteller und gehört damit zur »Elitetruppe ganz obn«. Onur belegt seinen Bruder mit bestimmten Prädikaten wie »tip«, »wahnsinnig was so Bildung [anbelangt, JB]«. Er macht seinen Job gut und wird »top bezahlt«. Damit ist der Bruder ein »Topmann in seinem Beruf«. Die Bildungs- und Berufsbiographie von Onurs Bruder beschreibt einen erfolgreichen Bildungsaufstieg¹⁸. Der Bruder wird im Laufe seiner Karriere den höchsten akademischen Grad erlangen und arbeitet darüber hinaus in einer hohen Position mit guter Bezahlung bei einem traditionsreichen und bekannten Unternehmen, dass ein für die deutsche Kultur(-geschichte) wichtiges Gut – Autos – produziert. Aus Onurs Sicht hat sein Bruder es ›geschafft‹, seine Bewunderung für ihn wird überdeutlich. Mit der Bezeichnung ›Topmann in seinem Beruf‹ zeigt sich deutlich die Idealisierung der Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbstätigkeit im Sinne der hegemonialen Männlichkeit bzw. der Transnational Business Masculinity. Markant wird hier von Onur formuliert, dass nicht nur der Beruf, sondern auch der berufliche Erfolg den Kern industriegeellschaftlicher Männlichkeit ausmachen (vgl. Meuser 2009, S. 82). Dass Onur nur sehr kurz und fragmentarisch über seine Schwester spricht – obwohl auch diese die allgemeine Hochschulreife erlangt hat (vgl. Z. 285) – spiegelt seine Orientierung an männlichen Vorbildern in seinem Umfeld wider. Damit ein »Mann wahrhaft zum Mann« (Bourdieu 1997, S. 189) werden kann, ist er auf die Anhäufung von symbolischem Kapital durch die soziale Anerkennung anderer angewiesen.

Obwohl formal nicht vergleichbar erfolgreich wie sein Bruder, erfüllt Onur über Umwege ebenfalls die Anforderungen an industriegeellschaftliche Männlichkeit. Onurs Erwerbstätigkeit hat eine hohe identitätsstiftende Funktion für ihn (›wenn i nochmal auf die Welt kommen würde i mach den gleichn Beruf nochmal also ich

18 Unter einem Bildungsaufstieg wird in Anlehnung an King (2006) »der statistisch weniger wahrscheinliche Fall des im Verhältnis zur Herkunftsfamilie weiterreichenden Bildungserfolgs« (S. 27) verstanden. Ein Bildungsaufstieg bedeutet für ein Individuum, das (Bildungs-)Milieu der Herkunftsfamilie zu verlassen und damit einhergehend eine Distanzierung zu sozialen (Familien-)Beziehungen und soziokulturellen Praktiken zu erfahren. Für Kinder aus Arbeiter:innenfamilien mit und ohne Migrationshintergrund ist festzuhalten, dass diese im Vergleich zu autochthonen Kindern aus Akademiker:innenfamilien sehr viel mehr gesellschaftliche, soziale, institutionelle und psychosoziale Hürden nehmen müssen. Für Kinder mit Migrationshintergrund ergibt sich zudem oft ein besonderer Druck aus den Erwartungen der Eltern an ihren Bildungserfolg, die verwirklicht werden sollen, um den familialen Status zu verbessern und »den Erfolg des familialen Migrationsprojekts zu bestätigen« (ebd., S. 35). Zugleich sind sie sowohl im aber auch außerhalb des Bildungssystems verschiedenen Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen ausgesetzt, die auch durch den Bildungserfolg nicht kompensiert werden können (vgl. ebd., S. 28ff.).

liebe einfach [lacht] also=des is für mich ge-gemacht« (Z. 516ff.)).¹⁹ Darüber hinaus ist Onurs Männlichkeitskonstruktion als mit Rassismuserfahrungen verschränkt zu analysieren und zu verstehen:

»[U]nd i hab **nie** wirklich, also [klopft drei Mal auf den Tisch] wirklich totoitoi **nie** irgendwie, [schluckt] so Beanstandungen ghadt nichts mit=den **Kunden** komm ich **super klar**, egal wo ich bin des=is=immer so a Sache bei Kundn natürlich bisch du **überall** und Neukundn und, **man is halt nunmal äh Ausländer** und man hat ja viele **Vorurteile** also i mein is halt **so** weil i hab ja **au Vorurteile** also, is ja nicht so und dann **äh**, der **erschte Blick** is immer und da merk ich scho **da** die denken [leiser] also=kann=der=überhaupt=was also mh dann schaut ma von Kopf bis Fuß erschtmal an und dann dann, innerhalb halber Stunde krieg i alles in Griff also dann, hab ich die alle so weit dass dann [lachend] wirklich nur Lob ausgesprochn wird [lacht] [holt Luft] da bin ich gut sagt ja auch meu Chef also, (heu-ha-ha ja pf) nie so a schwierige Situation ghadt wo i, ja ratlos war und hab dacht (also) wie komm i jetzt zurecht also (einfach) glatt glaufn also mein Leben selber wirklich, was i auf die Beine gestellt hab muss i sagn wirklich, a-i bin stolz auf mich« (Z. 553–566).

Onur kommt bis dato mit Kund:innen »super klar«, obwohl es »immer so a Sache« ist, da »man« nun mal »Ausländer« ist und »man [...] ja viele Vorurteile« hat, wovon er sich selbst nicht ausnimmt. Am ersten Blick der Kund:innen merkt er, dass diese seinem Können nicht vertrauen (»also=kann=der=überhaupt=was«) und ihn von Kopf bis Fuß mustern. Innerhalb kürzester Zeit »kriegt er aber alles in den Griff«, sodass ihm nur noch Lob ausgesprochen wird. Dass er seine Arbeit gut macht, bestätigt auch sein Chef und dementsprechend erlebt er bis heute keine Situation, die ihn »ratlos« macht. Er konkludiert, dass sein Leben »glatt glaufn« und er stolz auf sich und auf das ist, was er auf »die Beine gestellt [hat, JB]«. Die Erwerbsarbeit stellt für Onur also einerseits eine Möglichkeit dar, anderen zu beweisen, dass er ›trotz seines Migrationshintergrunds ein guter Arbeiter ist. Andererseits ist es gerade die für ihn (identitätsstiftende) Erwerbsarbeit, durch die er immer wieder in Situationen gerät, in denen er rassistische Diskriminierung²⁰ erfährt und sich beweisen muss, was einen hohen Performancedruck auslöst. Wie sehr Onurs Selbstwert an die erfolgreiche Bewältigung seiner Arbeit geknüpft ist zeigt sich auch daran, dass er trotz siebenundzwanzigjähriger Berufstätigkeit und -erfahrung danach strebt,

-
- 19 Die Passage über Onurs Haltung zur Erwerbsarbeit und deren Interpretation wird an dieser Stelle nicht weiter vertieft, da diese im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung (4.2.3) genauer dargestellt wird.
- 20 Wenn eine Person eine Ungleichbehandlung als durch eine Gruppenzuschreibung (wie in diesem Fall bspw. »Ausländer«) motiviert wahrgenommen wird, wird von rassistischer Diskriminierung gesprochen. Entscheidend ist, dass das Erleben von Diskriminierung in der Perspektive der betroffenen Person entsteht (vgl. El-Mafaalani et al. 2017, S. 178).

von den Kund:innen und dem Chef gelobt zu werden. Sein Chef scheint für Onur eine wichtige Größe in der Bewältigung seines (Berufs-)Lebens zu sein und tritt im Interview immer wieder als Bezugsperson auf. Auch in der Passage zum Werdegang seines Bruders erzählt Onur, dass dieser, genauso wie er selbst, während der Ausbildung ›Glück mit dem Chef‹ sowie viel Unterstützung erfahren hat. Was genau Onur darunter versteht, bleibt ungeklärt. Eine Lesart dieses Narratifs könnte darin bestehen, dass Onur aufgrund der vielfachen Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Laufe seines Lebens internalisierte, dass ein sozialer Aufstieg ohne die Hilfe und Anerkennung eines der Dominanzgesellschaft zugehörigen Mannes nicht möglich ist. Auch die Geste, drei Mal auf Holz zu klopfen deutet an, dass Onur etwas abzuhalten versucht, worauf er als Individuum nur bedingt Einfluss hat. Zwar versucht er, sich über gute und harte Arbeit auch vor Rassismus und Diskriminierung zu schützen, jedoch muss er sich immer wieder neu beweisen und ist zusätzlich auf die Unterstützung seines Chefs angewiesen.

Onurs Männlichkeitskonstruktion ist also in erster Linie an die Identifikation mit seinem Beruf geknüpft, was einer traditionell-konservativen Orientierung an hegemonialer Männlichkeit entspricht. Diese Orientierung geht auch mit einer Kategorisierung von Handlungen und Verhalten in ›richtig‹ oder ›falsch‹ überein. ›Richtiges‹, ›gutes‹ Handeln sowie ›richtige‹ Normen und Werte sind die traditionellen, die sich schon seit Generationen bewahrheiten. Damit übereinstimmt ebenfalls die Orientierung an männlichen Bezugspersonen in seinem Umfeld, wie an seinem Bruder, seinem Chef oder seinem Vater.

Vaterschaft

Onur sieht seine Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Versorger und Ernährer und orientiert sich dabei wiederum an seinem eigenen Vater. Für seine Kinder hat er hohe Bildungsaspirationen und übernimmt die Funktionen als Bezugsperson und Ansprechpartner bei Problemen. Die Familie hat generell einen hohen Stellenwert für Onur.

Zunächst war der Übergang zur Vaterschaft bei Onur kein leichter. Auf die exmanente Nachfrage, wie er die Ankündigung des ersten Kindes erlebt, spricht Onur von einer »Umstellung« (Z. 700), die nicht leicht für ihn war und die er »gar net geschnallt« (ebd.) hat. Vielmehr dauert es »ewig« (Z. 702), dass »im Kopf irgendwas passiert is« (ebd.). Die innere Stimme sagt ihm, dass er jetzt Vater ist, ein »kleines Kind« (Z. 703) und damit eine »ganz andere Verantwortung« (Z. 704) hat. Onur ist mit der Situation überfordert (»wie soll i mi reagieren« (Z. 705)), und kann sich nur eingeschränkt freuen (»ok ich hab mich gefreut natürl- aber nicht so« (Z. 706), »dis Kind is halt da, was=soll=ma=machen« (Z. 707)). Obwohl er bei allen Geburten seiner drei Kinder dabei ist, stellt sich bei seinem ersten kein Gefühl wie »super« (Z. 709) oder »geil« (ebd.) darüber ein, dass er Vater geworden ist. Er muss nicht weinen (»nicht angefang irgendwie zu heuln oder sowas« (Z. 709)), sondern bleibt »ganz

trockn« (ebd.) und kehrt am nächsten Tag in seinen normalen Alltag zurück (vgl. Z. 707ff.). Als die Tochter ca. ein Jahr alt ist, kann er sich »wirklich äh, freun« (Z. 712). Nach der Arbeit will er seine Tochter so schnell wie möglich sehen (vgl. Z. 712ff.). Dies stellt sich allerdings »sehr sehr spät« (Z. 716) ein – im Vergleich zur zweiten Tochter, wo das Gefühl ein »anderes« (Z. 717) und »einfach da« (ebd.) ist und auch im Vergleich zum dritten Kind, das nicht geplant war (vgl. Z. 718). Da es sich bei seinem dritten Kind um »n Jungen au noch« (Z. 719) handelt, freut Onur sich »wahn-sinnig« (Z. 720). Onur argumentiert in dieser Passage, warum er so lange braucht, sich auf die neue Rolle als Vater einzustellen. Zunächst einmal ist er mit der Situation überfordert und irritiert darüber, dass sich die erwarteten Gefühle seiner Tochter gegenüber nicht einstellen. Es mutet fast despektierlich an, wie er laut darüber nachdenkt, dass es eine Möglichkeit gewesen wäre, zu weinen. Das Empfinden und Zeigen einer solchen Emotion scheint in Onurs Männlichkeitskonstruktion unmöglich. Möglicherweise stellt es einerseits eine Bewältigungsstrategie der massiv überfordernden Situation dar, direkt am nächsten Tag zur alten Ordnung überzugehen, die die Übernahme von Sorgearbeit ausschließt. Andererseits stellt Onurs Verhalten eher die Regel als die Ausnahme dar: Die meisten Väter nehmen (freiwillig oder unfreiwillig) während der Schwangerschaft und Geburt lediglich eine »Nebenrolle« (vgl. Kassner et al. 2022, S. 41) ein, die den Übergang in die neue Lebensphase erschwert.²¹ Deutlich wird in dieser Passage darüber hinaus Onurs positiver Horizont, der sich auf die Verantwortungsübernahme als Vater bezieht. Da die Verantwortung in einem traditionell-konservativen Verständnis aber in erster Linie in der Sicherung des Familieneinkommens besteht, ist es nicht überraschend, dass Onur am nächsten Tag in seinen (Berufs-)Alltag zurückkehrt. Erkennbar wird auch, dass es Onur über den Zeitverlauf gelingt, mehr (liebevolle) Emotionen zuzulassen und sich schneller auf die Kinder einzustellen. Das Wahrnehmen und Zulassen von Gefühlen jenseits von Wut und Aggression wird von Jungen und Männern über die Aneignung eines männlichen Habitus und insbesondere über die Teilnahme an den ernsten Spielen des Wettbewerbs verlernt, die eine Orientierung am Außen und am Handeln erfordern (vgl. Böhnisch und Winter 1993, S. 129f.). Mit seiner traditionell-konservativen Orientierung geht auch eine Orientierung Onurs an Heteronormativität einher, die sich im Interview immer wieder, an dieser Stelle aber vor allem durch seine besondere Freude über die Geburt eines Sohnes ausdrückt. Auf die exmanente Frage nach der Beschreibung seiner Vaterrolle wird erneut die Orientierung an männlichen Bezugspersonen ersichtlich. In Bezug auf Onurs Vaterschaft stellt sein eigener Vater ein »Vorbild« für ihn dar:

21 Die Wichtigkeit der Einbindung von Vätern als eigenständiger Elternteil für die Realisierung einer neuen Vaterschaft von Anfang an (vgl. Kassner et al. 2022, S. 41f.) zeigt sich nicht zuletzt auf politischer Ebene in der Diskussion um die zweiwöchige bezahlte Freistellung von Vätern nach der Geburt, die in Deutschland ab 2024 gewährt werden soll (vgl. Hoyer 2023, o.S.).

»Also, Vaterrolle wenn i sag, [holt tief Luft] ich, nimm=mir, immer mein Vater als Voll-als **Vorbild** also für **mich** ok die **Erziehung** muss da also, muss schaun dass i-äh also **Ausbildung, Schule vor allm** also, die **Bildung** vor allm, allgemein, und des muss alles passen also wir sind immer wirklich dahinter also egal was is, egal was sie brauchen für die Schule ok [holt Luft] äh ok v-, viel komm=ma ja mit den Hausaufgaben komm i jetzt langsam nicht mehr zurecht weil, meine Tochter is auf=m=äh, Gymmi **beide**, und ok die große is wieder zurück auf der Realschule genau und dann, da komm i net **mit** (bei) so kleinste, B-Br-Bruchaufgaben da hab i scho, Probleme natürlich äh, wir helfn dafür soweit=s geht und dann, kriegen=s halt **Nachhilfe** und alles wir si-wir sind echt dahinter also es is nicht so dass die neue Generation a-auch viel mehr auf die Kinder dann, eingeht, als wie die, die **erschte** Generation sag i mal d-w-des sind unser **ein und alles**, unsere Kinder, also wenn ich jetzt wie gesagt wenn ich jetzt mei-Vater an-äh-schau und der hat ja alles Mögliche gmacht und=äh die Kinder, auch wenn er nicht mehr da is, mei Vater dass wir was von ihm **habn** also der wird sie im Grab glaub ich tausend Mal umdrehn wenn er-wenn er **weiß** ok, ich war **da** für meine Kinder und dann, ham=s nix davon also dem-der will, wirklich was **erben** und, also dis=is, dis=is bei den **Türken** so wenn ich Kinder hab und die ham **nix** von mir also wirklich **nichts**, war halt mei Vater und=dann später dass uns b-**besser** äh geht gut geht und da- [holt Luft] also der wird **alles machn** dass dass **jedes**, also gu-äh-so gutes Anteil **bekommt** an, keine Ahnung finanziell weiß ich nich um dis geht=s ihm, und mir geht=s genauso, also ich würd wirklich alles machn für meine Kinder auch f-wenn ich nich da bin also wirklich **ansparn**, [schnalzt] dass meine Kinder dann, wenn ich da bin später, dass da-äh-dass die dann sagn könn ok des hab i von meim Vater noch bekommen auch in **Lebenszeiten** natürlich Unterstützung ohne **Ende, wo=s geht** und dann später auch, des is sehr sehr wichtig, also wirklich **da**, da bin ich wirklich irgendwie, des **frisst mi auf**, wenn des tut mi echt **belasten** wenn i wenn i dann wirklich komplett pleite bin und sag **ok**, i-irgendwann schtirbsch weg und dann, **hasch nix** und Kinder ham **au nix** und, [holt Luft] und **ich will nicht hörn** wie=mein=Chef=**jeds=Mal** i=hab=ja=von=meim=Vater=nix=kriegt und hin und her dis, [holt Luft] und der ich [holt Luft] ich sag=s ihm **des geht bei uns net**, des klappt net also i **muss, schaun** dass i irgendwas für meine **Kinder** dann **hinterlasse** also des is doch, nich möglich und bei den **Türken vor allm** ich äh kenn das nur von den Türken dass die wirklich [holt Luft], **alles** für die Kinder tun« (Z. 722–752).

Onur nimmt sich seinen Vater bezüglich seiner eigenen Vaterrolle als Vorbild. Er muss (zusammen mit seiner Frau) sicherstellen, dass Erziehung, Schule und Ausbildung für die Kinder »passen«. Onur bemerkt, dass er mit den Hausaufgaben der Kinder langsam nicht mehr zurechtkommt, da die Töchter das Gymnasium bzw. die Realschule besuchen. Daher bekommen sie Nachhilfe. Die Kinder stellen bereits für seine Elterngeneration das »[E]jin und [A]lles« dar. Schon sein bereits verstorbener Vater hat »alles Mögliche gmacht«. Er würde sich »tausend Mal [im Grab, JB] umdrehn«, wenn er wüsste, dass er zwar für seine Kinder da war, ihnen aber nichts

vererben konnte. Dies ist, so Onur, bei »den Türken so«. Der Vater würde alles tun, dass es seinen Kindern später »gut geht« und jedes Kind seinen »Anteil« bekommt. Auch Onur würde alles für seine Kinder tun, womit er insbesondere das (An-)Spannen meint, sodass die Kinder sagen können »ok des hab i von meim Vater noch bekommen«. Auch zu »Lebzeiten« will Onur seinen Kindern »Unterstützung ohne Ende« bieten und »später auch«. Es belastet ihn sehr, »frisst [ihn regelrecht, JB] auf«, wenn er sich vorstellt, mittellos zu sterben und den Kindern nichts zu hinterlassen. Er »will nicht hörn« wie sein Chef immer wieder erzählt, dass dieser von seinem Vater »nix=kriegt« hat, denn »des geht bei uns net, des klappt net«. Er »muss schaun«, dass er den Kindern etwas hinterlässt. Onur kennt es »nur von den Türken«, dass diese »alles für die Kinder tun«. Im Rahmen dieser Passage, die aufgrund ihrer hohen Dichte als Fokussierungsmetapher gelten kann, entfaltet Onur die den Fall prägenden Orientierungen. Zunächst bezieht sich dies auf die Orientierung am eigenen Vater, der eine Vorbildfunktion für Onur einnimmt. Onurs Vater erfüllt seine Verantwortung als Vater und als ›Türke‹, seinen Kindern ökonomisches Kapital zu vererben und alles für seine Kinder zu tun.²² Dies ist wiederum kongruent mit der Orientierung an Traditionen und auch damit, dass diese Form der Fürsorge bereits durch die Elterngeneration erfolgt ist. Wie hoch der emotionale und finanzielle Druck ist, zeigt sich markant in der Sequenzanalyse der Passage. Die Vorstellung, dieser Verantwortung nicht nachkommen zu können, belastet ihn enorm. Dies findet ebenfalls Ausdruck darin, dass es für Onur schier unerträglich ist zu hören, dass der Vater seines Chefs, der ebenfalls eine wichtige männliche Bezugsperson für ihn darstellt, (finanziell) nicht für ihn (vor-)gesorgt hat. Sein Vater ist aber nicht nur in finanzieller Hinsicht ein Vorbild für Onur, sondern erfüllt auch die Funktion des Ansprechpartners und Unterstützers und ist für Onur die primäre Bezugsperson: »[A]lso, mit=meim Va-Vater konnt ich die Sachn, a bissl besser also konnt ich besser aussprechen des Ganze also was ich- auch wenn=s mir schlecht ging also da bin ich nicht zu meiner Mutter immer grannt sondern, mein Vater war immer für mi-uns da« (Z. 183ff.). Onurs Erklärung dafür, dass er sich dem Vater besser öffnen kann, besteht darin, dass der Vater immer für ihn und seine Geschwister da war, außerdem ruhiger ist und auch über »mehr Bildung« als Onurs Mutter verfügt (vgl. Z. 398f.). Erneut wird der positive Horizont der guten (Aus-)Bildung ersichtlich, die sich auch auf seine Kinder bezieht und der auch von seiner Frau geteilt wird. In einem Abschnitt, in dem es um Onurs Wünsche für die Zukunft geht, nennt er unter

²² Onur bezieht sich hier auf ein Erlebnis, von dem er in der Eingangsspassage erzählt. Mit 19 Jahren kommt er mit 1500 Mark Schulden aus dem Urlaub zurück und will bei der Bank einen Kredit über 2000 Mark aufnehmen. Der Bankberater ist irritiert, da auf seinem Konto 46000 Mark sind. Es stellt sich heraus, dass sein Vater das Kindergeld seit der Geburt für jedes einzelne Kind angespart hat (vgl. Z. 152ff.).

anderem die Ausbildung seiner Kinder (»dass ma wirklich alle, [holt Luft] die Ausbildung abschließen wirklich äh dann, einfach äh selber sich, äh zurechtfinden im Leben« [Z. 993f.]). Onurs Frau stimmt darauf ein und führt fort:

»F.: Guten Job natürlich (2) ich tu jetzt schon zum Beispiel den Mädels, des so einflößn dass se einfach so=n Job **annehmen** wo sie auch, **wenn** sie Kinder=aben-a Kinder haben dann irgendwann mal später **arbeiten** können also, so Lehrerin oder was weiß i, kannst ja locker arbeitn wenn=d, des Kind dann im Kindergarten is oder Krippe kannst no **arbeiten** also, dass sie einfach auf den, **selber** auf den Beinen stehn und auf **keinen** angewiesen sind, auch wenn=s n,

O.: L Ja des vor allm

F.: N dann mal n Mann habn und des **läuft net** [holt Luft] und, klar können=se sich **scheiden** lassen sonst, nicht wie alle **Türkn** nein des musst du durchhalten oder so aber, mh einfach dass se was auf die Beinestelln« (Z. 995–1004).

Onur validiert die Haltung seiner Frau, die einen »[gluten Job« für die Kinder wichtig findet. Dieser Job soll den »Mädels« die Vereinbarkeit von Beruf und Familie garantieren. Als Lehrerin könnten sie bspw. »locker« arbeiten, wenn das Kind fremdbetreut wird. Onurs Frau ist es wichtig, dass ihre Kinder auf eigenen Beinen stehen und »auf keinen angewiesen sind«. An dieser Stelle bestätigt Onur die Aussage seiner Frau und betont durch seine Ergänzung »des vor allm« die Wichtigkeit der (finanziellen) Unabhängigkeit seiner Töchter. Seine Frau elaboriert ihre Haltung weiter und ergänzt, dass es auch wichtig ist, dass die Kinder etwas »auf die Beine stellen«, sodass sie sich scheiden lassen können, falls die Ehe nicht »läuft«. Im Gegensatz zu »alle[n anderen, JB] Türken« ist sie nicht der Meinung, dass ihre Kinder eine nicht-funktionierende Ehe aushalten müssen. Wie bereits angesprochen, zeigen sich hier nicht nur die hohen Bildungsaspirationen der Eltern, die bspw. ein Lehramtsstudium für die Kinder vorsehen, sondern auch das Konzept der Heteronormativität, das eine heterosexuelle Orientierung und die traditionell-konservative Form der Ehe als Gestaltung der Partnerschaft für die Kinder vorsieht.

Care

Onur übernimmt, jenseits seiner Funktion als Bezugsperson, wenig Care-Arbeit. Insbesondere für organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben ist seine Frau allein zuständig. In Erziehungsaufgaben fungieren die Eltern jedoch als Team. Ihre Erziehung orientiert sich an konservativen Werten, deren Begründungslogik sich an der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit orientiert. Auf die exmanente Nach-

frage nach der Aufteilung von Aufgaben in Haushalt und Erziehung entfaltet sich eine Diskussion zwischen Onur und seiner Frau²³:

»I.: Mich würd nochmal intressiern wie **teilt** ihr euch denn *so* Aufgaben auf in **Haushalt** und **Erziehung** wie macht ihr des, mit den Kids wie macht ihr des
 O.: Mh=ja [F. schmunzelt] ja i bin **mehr** immer wenn,
 F.: L Er is nur am **Arbeiten** [lacht]
 O.: Und wenn ich da bin hab ich immer **Zeit** eigentlich für, da spiel ma mal ne Stunde oder sowsas, mi=m Kleinen und=wenn=die=Mädl=s=irgendwelche=Fragn=au am **Wochenende** simmer immer=ham ma immer mach ma wirklich so kleine **Ausflüge** da bin ich immer **da** und wenn mer raus wolln irgendwie=da=bin=i=da=aber=wenn äh, größtenteils macht=s meine Frau eigentlich=immer, aber so, mit den Ki-
 F.: Also Kochen mach **ich** () keine Ahnung [lacht]
 O.: L Also **Haushalt**, ja kochen tu i **ab und zu au mal** mei aber i
 F.: L Ja dis, dis gibt=s bei uns, ja, dis, **dis gibts bei uns Türkn nicht, gibt=s einfach nicht is einfach so, fertig**
 O.: Naja aber wir sind, lass mi bissle **Türke** sein hier, ok [alle lachen]
 F.: **Gibt=s einfach nicht und ähm**, auch wenn du-arbeit-auch wenn die Frau **arbeitet**, muss sie kochen muss sie **putzen** muss sie **wasch**-Wäsche waschen, dis is einfach so, klar tut er mal mithelfen mal staubsaugen oder Müll raus was weiß i [O. lacht leise] pf keine Ahnung
 O.: [Leiser] Kömm=ma=jetzt, mal aufwiegen [F. und I. lachen]
 F.: Aber, so im großen Ganzen macht=s schon die Frau ja=und, [räuspert sich] also=ich=kenn=jetzt **keine** türkische Frau die jetzt Vollzeit arbeitet, des au net geht keiner eigentlich voll arbeiten, [räuspert sich] und so bleibt halt eben der **Frau** dann Zeit um des Ganze zu erledigen weil der **Mann** geht ja Vollzeit arbeiten und des is dann natürlich, joa [lacht]« (Z. 829–854).

Auf die exmanente Frage der Interviewerin, beginnt Onur mit den Worten zu ringen. Seine Frau unterbricht ihn und formuliert ihre Sicht auf die Dinge pointiert: »Er is nur am Arbeiten«. Daraufhin elaboriert Onur, dass er »immer Zeit« für seine Kinder hat, wenn er da ist. Dann spielt er »mal ne Stunde« mit dem Sohn oder ist für »Fragn« der Töchter ansprechbar. Am Wochenende machen sie kleine Ausflüge. Größtenteils jedoch, resümiert er, »macht=s meine Frau eigentlich=immer«. Seine Frau ergänzt, dass sie für das Kochen verantwortlich ist. Onur positioniert sich antithetisch, indem er für sich beansprucht auch ab und an zu kochen. Daraufhin proponiert seine Frau die Begründung für diese Aufteilung, die in der natio-

23 An dieser Stelle schaltet sich Onurs Frau das erste Mal aktiv in das Interview ein. Möglicherweise ist dies dem Umstand geschuldet, dass die Interviewerin durch ihre Frage suggeriert, die Eltern würden sich Care-Arbeit teilen.

ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. im zugeschriebenen Migrationshintergrund besteht. Onur bezieht sich wieder antithetisch auf seine Frau, indem er sagt: »Na-ja, aber wir sind, lass mi bissle Türke sein«. Onurs Frau wiederholt ihre Erklärung daraufhin (»Gibt=s einfach nicht«) und führt fort, dass (türkische) Frauen – auch wenn sie erwerbstätig sind – in der Verantwortung stehen zu kochen, zu putzen und zu waschen. Onur hilft mit, in dem er »mal« staubsaugt oder den Müll raus bringt. Durch seinen gegenläufigen Beitrag hält Onur nur mit geringem Widerstand dagegen (»Kömm=ma=jetzt, mal aufwiegen«). Onurs Frau konkludiert, dass »im großen Ganzen« die Frau für den Haushalt verantwortlich ist. Sie kennt »keine türkische Frau«, die Vollzeit arbeitet, weswegen die Frauen Zeit haben, um »des Ganze zu erledigen«. Im Rahmen der Sequenzanalyse zeigt sich anhand Onurs initialer Reaktion (»Mh=jä«), dass er erst kurz überlegen und innehalten muss, während seine Frau bereits schmunzelt. Da Onur in der gesamten Passage wenig klare Worte findet, kann vermutet werden, dass die Frage der Interviewerin einen Reflexionsprozess bei ihm über seine tatsächliche Beteiligung an Care-Arbeit auslöst. Mit einer weiteren Lesart kann davon ausgegangen werden, dass Onur sich durchaus über innerfamiliale Sorgearbeitsarrangement bewusst ist, durch das öffentliche Sprechen im Rahmen der Interviewsituation jedoch Gefühle wie Schuld und Scham ausgelöst werden, da er durch die Anwesenheit seiner Frau nicht sozial erwünscht antworten kann.²⁴ Dies könnte auch dadurch verstärkt werden, dass seine Frau die von vielen Müttern nahezu allein getragene Belastung durch Care-Arbeit explizit benennt. Onur tritt demgegenüber eher als ›Freizeitpapa‹ auf, der vor allem am Wochenende Zeit mit seiner Familie verbringt. Ein geringes Enaktierungspotential kann aus dem positiven Horizont ›immer da zu sein‹ aber gleichzeitig aufgrund der Erwerbstätigkeit ›nur‹ »mal ne Stunde« mit dem Sohn zu spielen zu können, herausgelesen werden. Die elterlichen Rollen sind also klassisch definiert und mit geschlechterstereotypen Aufgaben besetzt – was einmal mehr auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird. Deutlich wird hier, dass Onurs Verständnis von Vaterschaft und der Beteiligung an Erziehungsaufgaben davon geprägt ist, eine Bezugsperson für seine Kinder zu sein. Dies ist allerdings nicht gleichbedeutend damit, möglichst viel Zeit mit den Kindern zu verbringen. Vielmehr möchte er als Ansprechpartner gelten, sobald Probleme auftreten. So ist er in Erziehungsaufgaben involviert, wenngleich er in dieser Rolle vor allem im Team mit seiner Frau auftritt. Dies zeigt sich an einer etwas längeren Passage, in der es zunächst darum geht, dass die ältere Tochter ihre gymnasiale Laufbahn durch ihr pubertäres Verhalten »versaut[e]«:

24 Interessant ist diese Passage auch im Hinblick auf Intervieweffekte (vgl. Kap. 3.3.2). Onur liest die Interviewerin als weiblich und damit möglicherweise als eine ›Verbündete‹ seiner Frau, was ihn vielleicht verunsichert. Das gemeinsame Lachen der beiden Frauen auf Onurs Vorschlag, die Care-Arbeiten aufwiegen zu können, kann tatsächlich als Solidarisierung und eine hohe Indexikalität aufgrund der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit interpretiert werden.

»l.: Und so **Erziehungsaufgaben** wie macht ihr des, keine Ahnung, die=Kids habn irgendwelche Probleme, gibt=s da

F: L Jaja wird schon besprochn

O: Mhm, also eigentlich zusammen **immer** (2) meine große Tochter die hat jetzt (einfach), gottseidank is des jetzt rum mit der Pubertät glaub oder

F: Net ganz

O: () aber, //F: **Katastrophe** [lacht]// war=se wirklich kaum **ansprechbar** und dann ham=mer wirklich aber au Abstand glassn einfach ihre Ruhe glassen mal, und **des** hat-

F: L Die hockt, oben im Zimmer nur () runter [lacht]

O: L Des hat mi bissi gestört dass sie eigentlich, dass sie eigentlich nie **da** war so richtig für sie auch aber-d-äh, von ihr is es ja auch nich so kommen also sie hat mir ja auch nich, hat ja mich auch=nich **gesucht** dass irgendwie, da hab ich wirklich drei vier Monate, ham=mer wirklich=s, [schluckt] **nötigste** halt mit ihr so **besprochn**, aber, sie wollte einfach sie wollte au **Abstand** und dann ham=mer gsagt lass mer sie einfach in **Ruhe** (2) es, es hat mich bisschen gestört aber, mittlerweile geht=s wieder, **die war ja au aggressiv** und dann, wie=gesagt Pubertät is i weiß net, die Eltern sind **scheisse** die wissn ja gar nix die=sind ja bissle zurückgebliebn ()

F: L () nein, und ich darf gar **nix** () nix [lacht]

O: L Obwohl sie, ok=äh alles dürfen wir auch nicht **erlauben**

F: Durch die Pubertät hat sie ihr Gymnasium **versaut** im Endeffekt, kein Bock mehr ghadt zu le-lernen, aber wozu braucht=s eigentlich **Gymnasium**, sie will ja **sowieso Polizistin werden** und und da braucht man nur mittlere Reife reicht scho, so hat=s dann

O: L Obwohl sie sehr sehr fleissig war also wirklich

F: Und so hat=s dann, aber jetzt is sie natürlich **ah** (2) auch selber enttäuscht

O: L Is ihr bewusst ja was was los-was **Sache** ist jetzt

F: Jetzt is sie enttäuscht dass sie des nicht durchgezogen hat () aber ja is zu **spät** einfach kann=ma nix mehr **machen** und [räuspert sich] **ja** sowas bewältigen wir eigentlich zusammen

O: Ja und=s klappt auch=halt relativ gut also, mir=ham=ja=immer a **Lösung** also wenn was, nit, passt, dann, schau=mer dass ma a gemeinsame Lösung dann findn und **dann**, [holt Luft] läuft des, läuft ganz-ganz gut soweit ja

F: Also bei uns, dürfen die Töchter auch **raus** [lacht leise] [lacht] dis is nich so nega- wie des alle immer so **runtun** [lacht] [holt Luft] die dürfen au selber **weg** auch in die Stadt was weiß i bei Freunden übernachten oder **sowas** also es is jetzt wirklich nich so dass bei uns n-, so **krass** alles **abläuft** aber, **klar** würd ich jetzt nicht dass sie da **hin und her** mit sechzehn (oder) mit fuchzehn so wie=s, [holt Luft] viele, **d-eutsche Familien** sag=mer mal so, [leise] in also mit Anführungszeichen **ähm**, mit **da** n Freund dann hier mal n () Freund **da dann hier** ins [leise] Be-

da d-des gibt=s natürlich bei uns Tür- natürlich net dis is bei uns einfach Gang und Gäbe [lauter] **gibt=s einfach nicht** (2) **des wird auch so bleibn** also

O.: L Des sind
einfach ja halt deswegen, mhmm wird=auch=in=hundert=Jahrn=noch so sein« (Z.
855–897).

Die Interviewerin stellt eine exmanente Nachfrage zum Umgang mit Erziehungsaufgaben, woraufhin Onurs Frau proponiert, dass diese gemeinsam besprochen werden, was Onur validiert. Er proponiert gleichzeitig ein neues Thema, nämlich dass die Pubertät der Tochter nun »gottseidank« vorbei ist und beendet die Aussage fragend, an seine Frau gewandt (»glaub oder«). Seine Frau verneint dies jedoch, woraufhin Onur erzählt, dass die Tochter »kaum ansprechbar« war, was seine Frau wiederum validiert (»Katastrophe«). Onur erzählt, dass es ihn zu dieser Zeit stört, dass seine Tochter »nie da war so richtig«. Sie hat ihn »nicht gesucht«, weswegen die Eltern einige Zeit nur das Nötigste mit ihr besprechen. Da die Tochter Abstand will, aggressiv ist und die Eltern als »scheiße« und »zurückgeblieben« empfindet, entschließen sich die Eltern dazu, sie in Ruhe zu lassen. Die Tochter, so ergänzt Onurs Frau, ist der Meinung, nichts zu dürfen. Onur reagiert darauf, indem er sagt, dass sie ihr »auch nicht [alles, JB] erlauben« dürfen. Onurs Frau wiederum proponiert ein neues Thema, indem sie erzählt, dass die Tochter durch die Pubertät das Gymnasium »versaut[e]«, da sie »kein Bock« mehr hatte, zu lernen, was Onur validiert. Seine Frau ergänzt, dass die Tochter jetzt »natürlich« auch »selber enttäuscht« ist. Onur konstatiert, dass ihr nun bewusst ist, »was Sache ist«. Onurs Frau konkludiert das Thema, indem sie Onur nochmals validiert und bestätigt, dass sie »sowas« in der Regel zusammen »bewältigen«. Onur validiert dies wiederum und ergänzt, dass dies »relativ gut« klappt und sie immer »a gemeinsame Lösung« finden. Daraufhin proponiert Onurs Frau ein neues Thema, indem sie erzählt, dass bei ihnen die »Töchter auch raus [dürfen, JB]« und es nicht so ist, »wie des alle immer so rumtun«. Die Töchter dürfen selbstständig in die Stadt gehen oder bei Freund:innen übernachten. Jedoch würde sie nicht akzeptieren, dass die Töchter mit 15 oder 16 Jahren wechselnde Partner haben, wie es in »viele[n], d-eutsche[n] Familien« ist. So etwas gibt es bei »uns Tür-[ken, JB]« nicht und »des wird auch so bleibn«. Onur stimmt ein: »auch=in=hundert=Jahren=noch«. Sichtbar wird, dass es eine hohe Übereinstimmung der Eltern gibt, was Erziehungsfragen betrifft. Sie verstehen sich als »Erziehungsteam« und streben (bei Problemen) das Finden gemeinsamer Lösungen an, was einen geteilten positiven Horizont darstellt. Dass Onurs Frau näher an den Kindern und ihrem jeweiligen Entwicklungsstand ist, zeigt sich in ihrem Kommentar, der sich auf Onurs Fehleinschätzung zum Ende der Pubertät der Tochter bezieht. Über das widerständige und die Eltern ablehnende Verhalten zeigt sich Onur irritiert, bisweilen verletzt, da er (zumindest vorübergehend) keine Bezugsperson (mehr) für sie darstellt. Dass die Tochter die Eltern

als »zurückgeblieben« wahrnimmt und das Gefühl hat, »gar nix« zu dürfen, kann als Hinweis auf den Konservatismus der Eltern gedeutet werden. Dieser entfaltet sich, wenn es darum geht, dass die Kinder aus der Sicht der Eltern Freiheiten haben, indem sie altersgemäße Dinge wie ›bei Freundn übernachten‹ oder ›in die Stadt‹ gehen dürfen. Geht es um romantische Paarbeziehungen, sprechen sich aber beide Eltern dafür aus, nicht »alles« zu erlauben, was wiederum auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird. Besonders interessant ist die Vehemenz, mit der von beiden Eltern daran festgehalten wird, dass die ›Dinge so bleiben wie sie sind‹. Nicht nur Deniz, sondern auch seine Frau orientieren sich also an Tradition und Konservatismus.

Nicht zuletzt bezieht sich Onurs Beschützerrolle als Vater und die Zusammenarbeit in Erziehungsfragen mit seiner Frau ebenfalls auf die Rassismuserfahrungen seiner Kinder, wie sich in folgendem Auszug zeigt:

»[A]iso meine meine Ki-äh meine **Töchter** ham au in der **Schule** vom **Lehrer** erfahr-
also hörn müssen ob die für Erdogan= irgendwie sind oder äh-also **wirklich**, mei-
ne-meine **Toch**-die große wie-al-welche Klasse warn die siebte oder so, da kommt
se irgendwie dann ham=mer glei angrufen natürlich ham gsagt was des sein soll
also ob des wirklich so Stoff für den **Unterricht** is einfach Erdogan also die solln ir-
gendwas **machn**, was=weiß-ich [zu seiner Frau] (war) **Mathe** oder Englisch ge, die
Lehrerin, war Englischlehrerin ge //F.: **ne**, glaub nich, irgendwas anderes// sag=i
des hat doch mit Englischunterricht nix zu tun, und solche Sachn dis **nervt** ein-
fach« (Z. 384–391).

Onur erzählt, dass seine ältere Tochter in der Schule durch die Lehrkraft dazu aufgefordert wurde, ihre Position zu Erdogan preiszugeben, worüber Onur sich empört. Daraufhin rufen die Eltern sofort in der Schule an und fragen »was des sein soll« und ob Erdogan wirklich Unterrichtsstoff ist. Er resümiert, dass solche »Sachn« einfach nerven. Onur beschützt seine Kinder, indem er die Schule bzw. die Lehrerin deutlich in ihre Schranken weist, indem er betont, dass das Unterrichtsfach nicht in Beziehung zur politischen Gesinnung der Familie steht. Zudem wird der positive Horizont der Zusammenarbeit von Onur und seiner Frau mit Blick auf Erziehungsfragen erneut sichtbar.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Onur kann mit Blick auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit als Vertreter eines statischen Kulturverständnisses gesehen werden, da er klare Kategorisierungen von ›Deutschen‹ und ›Türken‹ vornimmt und diese einander laufend gegenüberstellt. Die Frage nach seiner Zugehörigkeit erlebt er als Dilemmasituation, da ihm die Zugehörigkeit zur Dominanzgesellschaft über die Lebensspanne hinweg immer wieder abgesprochen wird.

Für diese Vergleichsdimension ist besonders interessant, dass Onur als erste Reaktion und als einziger Interviewpartner auf den Einstiegsimpuls von seiner frühesten Rassismuserfahrung erzählt:

»Ja (2) o-o also Lebensgeschichte äh f (2) äh=f ich fang mal da an wo ich mich, einfach äh f (an) des was ich erinnere sag=i=mal [lacht, holt Luft] also, ich kann wirklich, Zeitpunkt ab-äh wo ich im Kindergarten **war**, da äh des kann ich mich er-äh an des kann ich mich halt erinnern, und da was mich wirklich äh bis **heute** noch eigentlich nich vergessen kann, [schnalzt] was man wirklich, da war=s halt, eim gar nicht bewusst dass ma in so=m fremdn Land lebt also dass dass des nicht gut also wirklich ich fühl mich wirklich deutsch und, mir geht=s gut und meine Frau (also) meine Kinder, die fühl'n sich wohl [holt Luft] bloß, wo ich als **Kind**, im Kindergarten war da hab ich erst-, dis=erschte Mal gmerkt dass ich einfach, **doch** anders bin [holt Luft] und war=mit meim **Bruder**, wir warn **zusamm** und, und äh warn die einzign glaub ich äh, die **damals**, [leise] was=weiß=ich des war, Anfang achtziger Jahre oder sowas [holt Luft, schluckt] als **Kind**, also, i denk [laut] i weiß net wie viele Ausländer damals im Kindergarten warn äh ich kann mich wirklich n-ur, einfach so bissl dumpf, äh dran erinnern, *und* wir warn die einzign **Türkn** glaub ich, und dann ha-gab=s irgendwann mal Mittagessen, dann ham alle Kinder irgendwie so, wirklich so, Wiener-äh-würscht'l bekommen, und dann ha-at es, also wirklich äh=i=hab=dacht Alter hey hoffentlich krieg-äh-krieg i au mal n Würschtle irgendwann mal und=dann=is-äh-ham wir wirklich so Käsese-äh-Käsebrötchen bekommen und dann hab ich dacht [leiser] hey was is **des** jetzt [lacht] wieso darf ich des nicht essen und dann ham mer halt nachgefragt und die äh, die Erzieherin hat halt gmeint ja halt wir dürfen des nicht hin und her und dann hab ich auch natürlich meine Eltern gleich davon erzählt und dann äh=hab=i=dacht, ja gut, und dann ging=s immer so weiter, im-äh also wir ham **immer** dis, immer was anderes bekomm zum Essen und dis hat mich wirklich gestört damals und dis hat wirklich dis a-und=dis, wie gesagt also da war ich noch klein ich kann, an **gar nichts mehr**, also an m-m a Zeit wo=äh was=weiß=i da war i vier fünf keine Ahnung, bis auf die Situation also=äh, alles andere hab i **vergessen**« (Z. 8–33).

Onur beginnt mit seiner Erzählung ab dem Zeitpunkt, ab dem er sich an etwas erinnert. Dieser bezieht sich auf eine Situation im Kindergarten, die er bis heute nicht vergessen kann. Zu diesem Zeitpunkt ist ihm (noch) nicht bewusst, dass er in einem »fremden Land« lebt. Er schiebt ein, dass er sich »wirklich deutsch« und auch seine Frau und Kinder sich wohl fühlen. Im Kindergarten bemerkt er zum ersten Mal, dass er »doch anders« ist. Sein Bruder und er sind Anfang der 1980er »die einzign Türkn« im Kindergarten. Als es eines Tages Mittagessen gibt und alle anderen Wiener Würstchen bekommen, denkt Onur: »hoffentlich krieg-äh-krieg i au mal n Würschtle irgendwann mal«. Stattdessen bekommen sein Bruder und er Käsebrötchen. Onur fragt erst sich und dann die Erzieherin »hey was is des jetzt [...] wie so darf ich des nicht essen«, worauf diese antwortet »ja halt wir dürfen des nicht

hin und her«. Zuhause erzählt Onur seinen Eltern davon, aber es »ging immer so weiter«. Obwohl nicht von Onur als solche benannt, beschreibt seine früheste und prägendste Erinnerung aus dem Kindergarten eine Erfahrung des Otherings. Als muslimisch gelesenes Kind bekommt er anderes Essen als die anderen, wodurch er »verändert« wird – was er trotz seines jungen Alters bewusst wahrnimmt und was in ihm die Erkenntnis auslöst, dass er in einem fremden Land lebt. Dies beschäftigt ihn so sehr, dass er sich damit an seine Eltern wendet. Ob diese das Gespräch mit der Institution suchen, geht nicht aus dem Interview hervor. Festgehalten werden kann jedoch, dass sich diese Erfahrung, von außen ›anders gemacht‹ zu werden, für Onur noch oft wiederholt, was er als störend empfindet. Auch aus sequenzanalytischer Perspektive ist diese Passage aufgrund ihrer Dichte, der Formulierungen und Satzabbrüche besonders interessant. Das ›Anderssein‹ ist eine Zuschreibung von außen, die an einer vermeintlichen Nationalität, Religion oder kulturellen Zugehörigkeit festgemacht wird. Dieser Zuschreibungsprozess bleibt für das Kind undurchdringbar, führt daher zu einer großen Verletzung, Ohnmachtserfahrung und zu Hilflosigkeit. So beschreibt er bspw., dass es »einem« nicht bewusst ist, dass ›man‹ in einem ›fremden Land‹ lebt. Onur entpersonalisiert die Erzählung möglicherweise, um sich emotional zu distanzieren. Die Erfahrung ist so prägend, dass er sich scheinbar überhaupt (nicht mehr) mit Deutschland identifizieren kann, was sich in der Bezeichnung ›fremde[s] Land‹ zeigt, obwohl Onur in Deutschland geboren und aufgewachsen ist. Zudem zeigt sich die Einprägsamkeit und auch in seiner Schilderung, die Situation bis heute nicht vergessen zu können. Durch die Wiederholung des Adverbs »immer« zeigt Onur die Erfahrung der permanenten Wiederholung der Diskriminierungserfahrung an (›dann ging=s immer so weiter, im-äh also wir ham immer dis, immer was anderes bekomm zum Essen‹). Gleichzeitig betont er, dass er sich wirklich deutsch fühlt und seine Frau und Kinder sich wohl fühlen. Hier drückt sich eine positive emotionale Verbundenheit zu Deutschland und dem ›Deutsch sein‹ aus²⁵. Hier kündigt sich das hohe Konfliktpotenzial, das Onur in Bezug auf die Frage nach Zugehörigkeit erlebt, bereits an. Onurs Zerrissenheit wird durch weitere Rassismuserfahrungen, die sich über die Lebensspanne hinweg ziehen, befeuert. So erzählt er im Verlauf des Interviews von einer weiteren, für ihn sehr prägenden Situation:

»[U]nd die **Kinder** ham wirklich gar nich **geschnallt** dass die wirklich, wie bei mir also ich-hab hör des ja auch meine Freunde von meine Freunde dass [holt Luft]

25 Dabei kann es sich ebenso um einen Intervieweffekt handeln, nämlich den durch die Interviewerin als Vertreterin der Dominanzgesellschaft verspürten Druck, sich mit Deutschland identifizieren zu müssen, um somit bspw. ›Integrationswillen‹ zu beweisen oder dem Bild des ›Mustermigranten‹ zu entsprechen.

wirklich nich sch-äh, **schnalln**, dass sie in-nem fremden, **Land** leben also dis is eigentlich **fremd** ja net fremd sondern w-**wo ma halt Kind is**, dis is einfach gar nicht, das Land äh, was **uns gehört** einfach=mal sag ich mal so, was unser Land is, dass ma einfach äh=a **Fremder** is, und d-äh egal wo=s jetzt=is diese Dinger ham mer immer egal, was des, also weil=s g-äh, wir ham ja früher ham=mer **Fussball** äh **gespielt** äh, bis in die Nacht äh, und dann ham=mer irgendwann mal n Bus verpasst dann ham=mer gsagt komm, die Zeit verbring mer bis der nächste Bus kommt da=war=ma=sechzehn **siebzehn** oder sowas dann=geh=ma=in=so=ne=Kneipe rein dis=war=n=auch=lauter, da war=ma, zu **acht** oder sowas sind=mer in so a Kneipe nei, ham wirklich nur Kakao getrunkn und **dann ham sich die Leute woah**, [holt Luft] über uns **los=gassen** also **wirklich**, die warn **knallhart** ham-alles **Mögliche** ham=mer uns sagn lassn also=wirklich wir **müssn alles hörn über Türkn über Ausländer** (ham=mer=gsagt) nix wie raus hier, aber=aber dis, aber unser, da-damals hat=mer so heiße Schokolade getrunkn aber=des=ham=se=gekriegt (volle Ke-äh) und dann aber, des war **echt böse**, solche Sachn, passiert nich oft aber, [leise] is halt, schade //F: [leise] Gibt halt immer solche Leute// **dass mer nicht dazu gehörn** äh wiss mer auch jetzt langsam, isch=scho=gut« (Z. 612–629).

Wie er selbst verstehen auch seine Freunde nicht, dass sie in einem »fremden, Land« leben, das nicht »[ihnen, JB] gehört«. Man ist (und bleibt) ein Fremder. Onur erzählt, wie er als Siebzehnjähriger abends nach dem Fußballspielen mit seinen Freunden in eine Kneipe geht, um Kakao zu trinken, da sie die Zeit, bis der nächste Bus fährt, überbrücken möchten. Als sie die Kneipe betreten, werden sie von den Leuten dort übel beschimpft (»dann ham sich die Leute woah, über uns los=gassen also wirklich«). Die Leute dort sind »knallhart« und sagen »alles Mögliche« über »Türken über Ausländer«, sodass die Gruppe entscheidet: »nix wie raus hier«. Onur konkludiert, dass so etwas zwar »nich oft« passiert aber dass das »echt böse« war und er es »schade« findet. Seine Frau kommentiert, dass es »solche Leute« immer gibt. Onur endet damit, dass sie langsam begriffen haben, »dass [sie, JB] nicht dazu gehören«. Onur macht als Jugendlicher erneut eine schwerwiegende Rassismuserfahrung, die das Gefühl verstärkt, in einem »fremden« Land zu leben und nicht dazugehören. Hier rekurriert er nun darauf, dass es sich bei dem Fremdheitsgefühl in seinem Fall nicht um ein Einzelschicksal handelt, sondern dass seine Freund:innen dieses Gefühl teilen.²⁶ Die Gruppe möchte sich die Zeit vertreiben, möglicherweise auch Schutz (z.B. vor Kälte) suchen und gerät dabei in eine Situation, in der sie rassistisch angegriffen wird. Obwohl Onur zu diesem Zeitpunkt bereits deutlich älter ist, drückt sich

26 Es kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei seinen Freund:innen ebenfalls vor allem um migrantisierte Jugendliche handelt. Onur erzählt zum einen davon, in einem Viertel mit vielen »Ausländern« aufgewachsen zu sein (vgl. Z. 34), zum anderen berichtet er, »nur ausländische Freunde« (Z. 559) und »nur a=paar äh deutsche Freunde so« (Z. 560) gehabt zu haben.

in dieser Passage erneut das Gefühl von Verletzung und Ohnmacht aus, dass er bereits in seiner Erfahrung im Kindergarten beschreibt. Mit dem Bild der Jugendlichen, die lediglich eine heiße Schokolade trinken möchten, zeichnet er ein dem öffentlichen Diskurs widersprechendes Bild von jungen migrantisierten Männern, die vor allem im Zusammenhang mit Gewalt und Kriminalität wahrgenommen werden, was wiederum auf ihre ›Kultur‹ zurückgeführt wird. Von seiner Gruppe geht jedoch keinerlei Gefahr aus, sodass der Schmerz über die rassistische Gewalt umso größer scheint. Im Rahmen seiner Konklusion spricht er darüber hinaus von einem generalisierten »mer«, also von einem ›wir‹, dass neben der Erfahrung seiner Freund:innen, nicht zugehörig zu sein, auch seine Familie einschließen könnte (»dass mer nicht dazu gehörn äh wiss mer auch jetzt langsam, isch=scho=gut«). Dies ist vor allem vor dem Hintergrund des Kommentars seiner Ehefrau anzunehmen (»Gibt halt immer solche Leute«). Damit verweisen beide auf einen konjunktiven Erfahrungsräum. Gleichzeitig werden Onurs große Frustration und Resignation darüber sichtbar, die sich im letzten Satz ausdrücken. Es kann die These formuliert werden, dass Onur viele Otheringerfahrungen machen muss(te), die immer wieder dazu führen, dass er sich der Dominanzgesellschaft nicht zugehörig fühlt oder das Gefühl hat, sich nicht zugehörig fühlen zu dürfen. Es deutet sich an, dass Onur noch lange an dem Wunsch festhält, sich der Dominanzgesellschaft zugehörig zu fühlen und nicht akzeptieren will, dass ihm seine Selbstdefinition immer wieder abgesprochen wird. Diese Erfahrung zieht sich durch Onurs Leben, wie an mehreren Textstellen im Interview sichtbar wird: So blickt er auf seine Kindheit zurück und resümiert: »Des ha-kriegt ma auch leider hab ich als Kind auch, viel mitbekommen ein-fach, dass ich nich dazugehöre oder obwohl mer will, dis is äh hört sich bissel blöd an aber [holt Luft]« (Z. 41ff.). Gleichzeitig verweist diese Aussage auf ein geringes Enaktierungspotential, denn Onur strebt nach Zugehörigkeit, die ihm aber im Außen immer wieder abgesprochen wird. Zugleich zeigt sich die Schwierigkeit, die wiederum auf die Männlichkeitskonstruktion verweist, über die Schmerhaftigkeit dieser Erfahrungen zu sprechen.²⁷ Dass es sich »bissel blöd« anhört kann nicht zuletzt auf die Erfahrung der Abwehr und Relativierung von Rassismuskritik durch Angehörige der Dominanzgesellschaft hindeuten.²⁸ Dass Onur auch als Erwachsener immer wieder in solche Situationen gerät, zeigt sich an folgendem Zitat:

»[...]ch hab mal mit, ja mit unserm **Dozenten**, da=war=ma=im Urlaub also, **Meisterschule**, der hat mich gfragt wo i wo i in Urlaub war hab i gsagt in der **Türkei**, hab ihm halt erzählt wo i war hin und her, [holt Luft] und=dann=hat=er=gsagt=**ja=**

27 Das Sprechen über diese Erfahrungen kann für Onur auch durch die Anwesenheit der Interviewerin zusätzlich erschwert werden, da diese als der Dominanzgesellschaft zugehörig gelesen werden kann.

28 Vgl. dazu Kap. 4.3.1.

wenn=s=dir=so=schön=gefällt=wenn=s=wirklich=so=schön=is=dann=geh=geh=halt=für=immer=zurück=sag=i, u-d-d-ha-e=und=dann also des find ich wirklich, **wirkli einfach so** du, darf ich nich mal sagen dass Türkei schön is ok (dis=halt) is **halt-ha** a schönes Land aber deswegen **will ich ja nich zurück was=soll=i=sagn=dass=da** einfach alles sch-alles **scheiße** is ich sag auch dass in der Türkei viele sch-äh () viele Seiten hat wo wirklich **beschissn is**, aber da wo ich a-äh-wo-ich-d-w-der=hat=mich=gfragt=wie=äh=mei=Urlaub=war=hab=ich=gsagt=super, super Gegend super schön, alles ok, ja=dann=geh=halt=wieder=zurück und wenn=s der **Italiener** sagt, wenn der Italiener sagt hey Italien=is=n=äh=is=n schönes Land und dann sagn die, ja, des is a **wunderschönes** Land, da kommen se mit so nem () also (ja) des find ich, a-na **Türkn** die w-äh sind ja auch nich so gerne angesehn also beim, bei vieln Sachn (2) hab ich dis Gefühl« (Z. 649–662).

Als Onur seinem Dozenten in der Meisterschule erzählt, dass er im Urlaub in der Türkei war, entgegnet ihm dieser, dass Onur »für immer« zurück gehen soll, wenn es dort wirklich so schön ist. Onur ist entrüstet darüber und fragt sich, ob er »nich mal« sagen darf, dass die Türkei ein schönes Land und ob er stattdessen lieber sagen soll, dass in der Türkei »alles scheiße« ist. Er will lediglich von seinem Urlaub erzählen, aber nicht, weil er »zurück« gehen will. Wenn »der Italiener« sagt, dass Italien ein schönes Land ist, »sagn die«, dass Italien tatsächlich ein »wunderschönes Land« ist. »[B]ei vieln Sachn« sind die »Türken [...] nich so gerne angesehn«, so Onur. In dieser sprachlich sehr auffälligen Fokussierungsmetapher wird einerseits Onur hohe emotionale Betroffenheit und sein Unverständnis über diese Unterstellung sichtbar. Andererseits verweist er hier auf einen weiteren Aspekt, der im Fall von muslimisch gelesenen Personen zum Tragen kommt: den antimuslimischen Rassismus. Mit Attia (2009) lässt sich darunter die Konstruktion und Essentialisierung »der:des Anderen« als Muslime oder islamisch fassen. Der Begriff verweist auf die diskursive Verschränkung des Islam bzw. der islamischen Religionszugehörigkeit mit Kultur, Gesellschaft und Politik (vgl. ebd., S. 55; vgl. dazu auch: Attia 2017, S. 181ff.). Die Homogenisierung und Stereotypisierung aller als muslimisch bzw. türkisch gelesenen Personen zeigt sich in Onurs Narrativen darin, dass diesen oftmals unterstellt wird, sich mit dem Koran (vgl. Z. 590ff.) oder der Politik Erdogans (vgl. Z. 384ff.) auskennen und sich dafür rechtfertigen zu müssen.

Die wiederkehrende Aufforderung »zurückzugehen«, führt bei Onur dazu, dass er sich »ein paar Mal« (Z. 312) überlegt, »Deutschland [zu, JB] verlassen« (Z. 312f.). Gleichzeitig stellt er sich dabei »immer=die=Frage« (Z. 313) nach dem Warum, da es ihm und seiner Familie in Deutschland »doch wirklich blendend« (Z. 314) geht. Die Türkei ist »wirklich fremd für uns« (Z. 314f.), so Onur. Nachfolgend argumentiert er, warum die Türkei ein fremdes Land für ihn und eine Rückkehr damit nicht möglich ist. Sich etwas in der Türkei aufzubauen, ist für ihn und seine Familie unmöglich, da die »Bevölkerung da unten« (Z. 319)« eine »ganz andere Einstellung« (Z. 319) hat.

Zudem kann man sich nicht mit den »Leuten [...] verständigen« (Z. 320), denn das von den »Türken hier« (Z. 321) gesprochene Türkisch gleicht einer »Umgangssprache« (Z. 322). Außerdem, erzählt Onur, »fehlt« in der Türkei die »ganze Disziplin« (Z. 329). Markant zeigt sich, dass Onur den Druck spürt, sich für seine Entscheidung, in dem Land, in dem er geboren und aufgewachsen ist, leben zu wollen, rechtfertigen zu müssen.²⁹ Zugleich wird sein statisches Kulturverständnis von ›deutscher‹ und ›türkischer‹ Kultur und die (aufoktroyierte) Idee, sich für eine Seite ›entscheiden zu müssen‹ erkennbar. Die Dilemmasituation für Onur besteht darin, dass er sich einerseits durchaus als ›deutsch‹ identifiziert (›ich fühl mich wirklich deutsch‹ Z. 13), andererseits eben auch als ›Türke‹, was sich z.B. in seinem Bestreben, den Kindern etwas zu hinterlassen, in seiner Legitimation des Erziehungsstils oder in der klassischen Rollenverteilung zwischen seiner Frau und ihm zeigt. Die ›Selbstethnisierung‹ von Menschen mit Migrationshintergrund, wie sie sich in Onurs Äußerungen über ›die Türken‹ zeigt, deutet Ha (2000) als Reaktion auf ›Fremdethnisierung‹ bzw. als ›Reaktion auf das Scheitern [ihrer, JB] Assimilierungsbestrebungen‹ (vgl. ebd., S. 378), die sich bspw. auf die Anpassung an die herrschenden Standards in Kultur und Sprache sowie das Streben nach weißen Schönheitsidealen beziehen, und sich gleichzeitig in einer »sozio-ökonomische Anspruchslosigkeit« (ebd.) und dem Verzicht auf politische Teilhabe äußern (vgl. ebd.). Da der Weg über die Assimilation nicht funktioniert, wird versucht, »Kontinuität durch das unerschütterliche Festhalten am eigenen Ursprung herzustellen« (ebd., S. 379). In rassistischen Gesellschaften wird dadurch ein »positives Selbstbild [ermöglicht, JB], indem die eigene ethnische Herkunft vom Zeichen der Minderwertigkeit und Unterlegenheit zum identitätsstiftenden Privileg umgewertet wird« (ebd.).³⁰

Seine traditionell-konservative Orientierung begründet Onur also mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit bzw. den Zuschreibungen zu dieser. Onur verfügt über keine Strategie, diese Dilemasituation aufzulösen, und lebt daher in einer ständigen Zerrissenheit. Als Strategie, sich anzupassen bzw. Zugehörigkeit herzustellen, lässt sich allerdings nochmals auf seinen Beruf verweisen. Durch seine Kompetenzen und seine langjährige Berufserfahrung begegnen ihm Kund:innen, die der Dominanzgesellschaft angehören, mit Respekt und Anerkennung. Nicht zuletzt wegen seiner Bedeutung als Bewältigungsstrategie ist sein Beruf in hohem Maße identitätsstiftend für Onur.

29 Auch der Rechtfertigungsdruck kann durch die Person der Interviewerin verstärkt worden sein.

30 Diese Dynamik wird von Mecheril und Ranger (2022) mit den Begriffen ›Kulturalisierung‹, ›kulturalisierende Essentialisierung‹ bzw. ›Selbstessentialisierung‹ gefasst. Diese wird dann zum Problem, wenn sie dem »Denken in Essensen verpflichtet« (ebd., S. 109) bleibt und dies bekräftigt. Gleichzeitig ist diese Praxis als eine der Selbstermächtigung zu begreifen und muss in ihrer Ambivalenz verstanden werden (vgl. ebd.).

Zusammenfassung

Onur ist zum Zeitpunkt des Interviews 42 Jahre alt und Vater von drei Kindern, die 16, 13 und vier Jahre alt sind. Er ist Nachfahre türkischer Gastarbeiter:innen, die zu Beginn der 1970er Jahre nach Deutschland migrieren. Die alle Vergleichsdimensionen durchziehende Orientierung und damit der Orientierungsrahmen besteht in der Ausrichtung an Tradition und Konservatismus, was sich vor allem in seiner Befürwortung traditionell-konservativer Normen und Werte äußert. Dementsprechend orientiert sich Onurs Männlichkeitskonstruktion mit der Betonung von Erwerbsarbeit und stark am Idealbild hegemonialer Männlichkeit. Dies wirkt sich auch auf sein Vaterschaftskonzept aus, was in erster Linie durch die Rolle als Ernährer und Versorger der Familie geprägt ist. Folglich übernimmt er jenseits seiner Funktion als Bezugsperson für die Kinder und ›Mitentscheider‹ in Erziehungsfragen kaum Care-Arbeit, insbesondere kaum organisatorische oder haushaltsbezogene Aufgaben. Mit Blick auf seine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit kann Onur als Vertreter eines statischen Kulturverständnisses gesehen werden, der die Frage seiner Zugehörigkeit als Dilemmasituation erlebt.

4.1.3 Kontrastierung der Fälle Deniz und Onur

Die zusammenfassende Gegenüberstellung der beiden Fälle erfolgt entlang derselben Dimensionen, die die Grundstruktur der Falldarstellungen bilden. Mit Blick auf die soziodemographischen Daten gleichen sich die Fälle von Deniz und Onur stark. Sie sind ungefähr gleich alt (Deniz ist 45, Onur 42 Jahre alt), sind beide gegenseitig verheiratet und haben mit ihrer Ehefrau ein, bzw. mehrere leibliche(s) Kind(er). Beide Männer haben eine Tochter im selben Alter (13 Jahre). Sowohl Deniz' als auch Onurs Eltern sind in den frühen 1970er Jahren aus der Türkei nach Deutschland migriert. Beide Männer sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Während Deniz vor dem Umzug in die Großstadt in einem Vorort mit ›weißem Umfeld‹ aufwächst, verbringt Onur bereits seine Kindheit und Jugend in einem Viertel mit hohem Migrationsanteil. Beide verfügen nicht über eine akademische Ausbildung. Deniz höchster formaler Bildungsabschluss ist der Realschulabschluss. Über Umwege und viele bildungs- und berufsbiographische Stationen arbeitet er heute als Trainer in der Erwachsenenbildung. Onur hingegen beendet die Hauptschule und macht eine Ausbildung zum Gas-Wasser-Installateur. Später absolviert er die Meisterschule und arbeitet zum Zeitpunkt des Interviews seit 27 Jahren im selben Betrieb. Jenseits dieser Gemeinsamkeiten stehen die Fälle in einem maximalen Kontrast zueinander, der aus ihren Orientierungsrahmen hervorgeht. Bei Deniz wird dieser durch die Ausrichtung an seinen politischen Idealen und bei Onur durch die Ausrichtung an Tradition und Konservatismus geprägt.

In Bezug auf ihre Männlichkeitskonstruktionen stehen sich Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities mit seiner Ausrichtung an Demokratisierung sowie

Gleichberechtigung und Onur mit seinem Streben nach hegemonialer Männlichkeit und dem starken Fokus auf die Erwerbsarbeit diametral gegenüber. Obwohl auch Deniz mit Blick auf seine Männlichkeitskonstruktion traditionelle Elemente einer hegemonialen Männlichkeit wie Dominanz und ›Machertum‹ aufweist, hält er nicht an der klassischen Versorger- bzw. Ernährerrolle fest, was sich bspw. daran zeigt, dass seine Frau die Haupternährerin der Familie ist. Im Gegensatz dazu ist die Rolle des ›Brotverdieners‹ sowohl für Onurs Männlichkeits- als auch für seine Vaterschaftskonstruktion fundamental. Onur definiert sich über seinen Beruf und seinen beruflichen Erfolg.

Sowohl Deniz als auch Onur wollen bezüglich ihrer Vaterschaft gleichermaßen Bezugspersonen und Ansprechpartner für ihre Kinder sein. Bei Deniz äußert sich dieser Anspruch so, dass er viel Zeit mit seinem Kind verbringt, seine (neue) Vaterrolle offen und dynamisch konzipiert und seine Tochter als eigenständiges, freies und selbstbestimmtes Individuum sieht. Dies wirkt sich konkret auf seine Erziehungspraktiken aus, indem er bspw. den Fragen seiner Tochter mit Ernsthaftigkeit begegnen will und sich von ihren Perspektiven und ihrer Lebenswelt inspirieren lässt. Deniz lehnt Verbote ab und möchte seine Tochter dabei unterstützen, ihren eigenen Weg zu gehen. Onur hingegen füllt sein Verständnis von sich als Bezugsperson für seine Kinder anders aus. Er begreift sich in erster Linie als Versorger und Ernährer der Familie und sieht seine größte Verantwortung darin, das Familieneinkommen sicherzustellen, bzw. den Kindern etwas zu hinterlassen. Er vertritt einen eher autoritativen Erziehungsstil und hat hohe Bildungsaspirationen für seine Kinder. Onur will darüber hinaus Ansprechpartner bei Problemen für seine Frau und Kinder sein. Nach Feierabend und am Wochenende verbringt er seine Freizeit mit der Familie, die einen hohen emotionalen Stellenwert für ihn hat.

Die Verteilung von Care-Arbeit betreffend orientiert sich Deniz konsequent an seiner politischen Überzeugung, was dazu führt, dass die Organisation des Alltags sehr ernst genommen und aufgeteilt wird. Entscheidungen werden ausgehandelt und auf einer ›Vernunftgrundlage‹ gemeinsam und gleichberechtigt getroffen. In Onurs Fall ist seine Frau nahezu für alle Care-Arbeit allein verantwortlich. Die klassische Rollenverteilung des Ehepaars wird auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt und nicht weiter in Frage gestellt. Die an konservativen Werten ausgerichtete Erziehung begreift das Paar allerdings als Teamarbeit. Was beide Fälle darüber hinaus eint, ist das breite Spektrum an Rassismuserfahrungen, die die beiden Männer während ihres Aufwachsens, aber auch im Erwachsenenalter machen. Beide beobachten dies auch bei ihren Kindern, weswegen sie darauf bedacht sind, ihre Kinder so gut wie möglich davor zu schützen. Dies stellt ebenfalls einen integralen Bestandteil der Erziehungspraktiken bei beiden Vätern dar.

Hinsichtlich der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit der beiden Männer lässt sich festhalten, dass Deniz in seiner Orientierung eine Metaperspektive einnimmt, indem er die Reproduktion kultureller Zuschreibungen verweigert und

eine hohe Ambiguitätstoleranz aufweist. Für Deniz scheinen seine intellektuelle Beschäftigung mit Politik und Philosophie sowie seine berufliche Tätigkeit Bewältigungsstrategien seiner frühen biographischen Erfahrung des Aufwachsens im ›Zwiespalt‹ und im Umgang mit den zahlreichen Rassismuserfahrungen darzustellen. Er kann die strukturelle und historische Verankerung von Rassismus als Privatperson reflektieren und hat sich dies auch zur beruflichen Ressource gemacht. Dagegen weist Onur ein statisches Verständnis von Kultur auf, das sich in seiner starren Gegenüberstellung von ›Deutschen‹ und ›Türken‹ widerspiegelt. Er erlebt die Positionierung zu seiner kulturellen Zugehörigkeit als Dilemmasituation, da er sich einerseits ›deutsch‹ fühlt – was ihm von Angehörigen der Dominanzgesellschaft immer wieder abgesprochen wird – andererseits steht er aber auch in der Tradition ›türkischer Normen und Werte‹. Seine harte Erwerbsarbeit professionell und tadellos zu verrichten, setzt Onur als Strategie ein, um von der Dominanzgesellschaft anerkannt zu werden. Er nimmt diese beiden Aspekte seiner Identität, als miteinander unvereinbar wahr, was zu einer großen Spannung führt. Es zeigt sich, dass der kollektive Erfahrungsraum, als Kinder von Gastarbeitenden in Deutschland geboren zu werden und aufzuwachsen, von Deniz und Onur sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede in der Bewältigung dieser Situation mit sich bringt.

4.2 Sinngenetische Typenbildung: Basistypik Männlichkeit

Auf Grundlage der erzählten Handlungspraxis in den biographisch-narrativen Interviews konnten »zentrale Orientierungsfiguren oder (Sinn-)Muster« (Nentwig-Gesemann 2013, S. 297) rekonstruiert und fallintern bzw. fallübergreifend verglichen, spezifiziert und abstrahiert werden. Damit kann jeder einzelne sog. Typ oder Typus von den anderen differenziert werden (vgl. ebd.). Wie bereits beschrieben, konnten aus den Orientierungsrahmen der sechs Fälle insgesamt drei Typen gebildet werden, die damit die auf das Erkenntnisinteresse der Arbeit zurückgehende Basistypik Männlichkeit bilden (vgl. Bohnsack et al. 2019, S. 32). Dazu wurden die Ergebnisse der reflektierenden Interpretation der sechs Interviews in vier Vergleichsdimensionen (Männlichkeit, Vaterschaft, Care und Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit) strukturiert und systematisiert. So ergaben sich drei Ausprägungen der Basistypik: Typ I: Idealist, Typ II: Pragmatiker, Typ III: Traditionalist. Es wird jedoch unter Rückbezug auf die Methodologie der Dokumentarischen Methode davon ausgegangen, dass diese nicht nur die individuellen Habitus der interviewten Männer, sondern eben auch die kollektiven Habitus repräsentieren. Dies ist als Reflexionsfolie mitzudenken, auch wenn im Folgenden die Typen im Singular bezeichnet werden. Damit einhergehend ist zu problematisieren, dass aufgrund des kleinen Samples lediglich ein Fall dem Typus des Idealisten (Typ I) zugeordnet

werden konnte. Zudem konnte der Anspruch an eine mehrdimensionale Typologie im Rahmen der vorliegenden Arbeit aus Zeitgründen (und dementsprechend einem kleinen Sample) nicht erfüllt werden.³¹

Sinn- und soziogenetische Typenbildung (Teil I)

		Sinngenetische Typenbildung			
		Basistypik Männlichkeit			
		Typ I: Idealist	Typ II: Pragmatiker	Typ III: Traditionalist	
Zugeordnete Fälle		Deniz	Wolfgang, Timothee, Niam	Onur, Jorgos	
Vergleichsdimensionen					
Männlichkeit		In Bezug auf seine Männlichkeit lässt sich der Idealist als Repräsentant von Caring Masculinities bezeichnen, obwohl er ebenfalls traditionell-konservative Konstruktionselemente einer hegemonalen Männlichkeit wie Dominanz und die Funktion des Beschützers verzeichnet. Demgegenüber hält er nicht an der Ernährer- und Versorgerrolle fest oder definiert sich über die Erwerbsarbeit. Gerade hinsichtlich seiner Familie zeigt er eine von Gleichberechtigung und Demokratisierung geprägte Orientierung.	Der Pragmatiker zeigt sich in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion ambivalent. Während er Elemente eines traditionell-konservativen Entwurfs von hegemonalen Männlichkeit aufweist wie bspw. das Streben nach der Erfüllung der Ernährerfunktion oder die Betonung des Wettbewerbs, zeichnet er sich gleichzeitig durch seine Emotionalität und Fürsorglichkeit aus. Der Pragmatiker pendelt zwischen teilweise konservativen Geschlechterrollenvorstellungen und der Übernahme von Care-Arbeit. Auch der Pragmatiker lässt sich den Caring Masculinities zuordnen.	In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich der Traditionalist an konservativen Konstruktionselementen von hegemonaler Männlichkeit und weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf. Er versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie und lebt in seiner Familie eine klassisch-konservative Rollenverteilung.	
Vaterschaft		Auch mit Blick auf Vaterschaft ist die ausgeprägte Orientierung an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung des Idealisten zu verzeichnen, die seine Haltung bspw. in Bezug auf Erziehung prägt. Zudem möchte er eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) sein. Der Idealist lässt sich als neuer Vater charakterisieren.	In Bezug auf Vaterschaft lässt sich als einendes Element die große Verantwortungsübernahme dieses Typus festhalten. Der Pragmatiker orientiert sich an den Bedürfnissen seine(r/s) Kind(er/es) und stellt eine Bezugsperson dar. Auch der Pragmatiker stellt eine Ausprägung eines neuen Vaters dar. Geprägt sind seine Orientierungen in Bezug auf Vaterschaft aber vor allem durch seinen Pragmatismus.	Der Traditionalist sieht seine Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Ernährer. Für sein(e) Kind(er) übernimmt er die Funktion der Bezugsperson und Ansprechpartner für Probleme. Insgesamt hat die Familie einen hohen Stellenwert für diesen Typus.	

31 Vgl. dazu Kap. 3.3.1.

Sinn- und soziogenetische Typenbildung (Teil II)

		Sinngenetische Typenbildung			
		Basistypik Männlichkeit			
		Typ I: Idealist	Typ II: Pragmatiker	Typ III: Traditionalist	
Zugeordnete Fälle		Deniz	Wolfgang, Timothee, Niam	Onur, Jorgos	
Vergleichsdimensionen					
Soziogenetische Typenbildung Rassismuserfahrungen	Care	Die Orientierung an seinen (politischen) Idealen findet man auch in den Handlungspraktiken des Idealisten, die Care-Arbeit betreffen. Die Verrichtung von Organisations-, Haushalts-, und Erziehungsaufgaben wird dementsprechend paritätisch aufgeteilt.	Der Pragmatismus dieses Typus ist auch die leitende Orientierung in Bezug auf die Beteiligung an Care-Arbeit, wobei jeder Pragmatiker eine unterschiedliche Begründungslogik aufweist. Biographische Erfahrungen wie das Älterwerden (Wolfgang), die Normalisierung der Verrichtung von Care-Arbeit durch Erziehung und Sozialisation (Timothee) bzw. Verantwortungübernahme aufgrund der chronischen Erkrankung der Ehefrau sowie Professionswissen (Niam) fungieren als Basis, die eine pragmatische Übernahme von Sorgearbeit fundiert. Ideale wie Gleichberechtigung werden ebenfalls genannt, stellen aber keine primäre Orientierung dar.	Der Traditionalist übernimmt jenseits seiner Funktion als Bezugsperson kaum Care-Arbeit. Insbesondere für organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben sind die (Ehe-)Frauen allein zuständig. Allerdings weisen die Traditionalisten unterschiedliche Begründungslogiken für diese Rollenverteilung auf. Dazu wird auf biologistische Begründungsmuster (Jorgos) und die Argumentation über die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit (Onur) zurückgegriffen.	
	Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit	Der Idealist nimmt eine Metaperspektive auf natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ein und verweigert stereotype Zuschreibungen. Somit vertritt er ein dynamisches Kulturverständnis. Er verfügt zudem über eine ausgeprägte Ambiguitätstoleranz.	Der Pragmatiker vertritt ein statisches Kulturverständnis. Er pendelt zwischen den unterschiedlichen Facetten seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Diese wird als positives Distinktionsmerkmal (Wolfgang) begriffen, oder mit der Strategie des „best of both worlds“ (Timothee) positiv gerahmt. Die Frage nach Zugehörigkeit kann hingegen auch als sehr konflikthaft oder belastend wahrgenommen werden (Niam).	Der Traditionalist weist ein statisches Kulturverständnis auf und identifiziert sich stark mit seiner familiären Migrationserfahrung bzw. dem ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund. Er unterscheidet sich allerdings in Bezug auf sein Konfliktleben. Während sich ein Fall eindeutig positioniert (Jorgos), erlebt ein anderer einen starken Zugehörigkeitskonflikt (Onur).	

4.2.1 Typ I: Idealist

Männlichkeit

Obwohl der Idealist wegen seiner starken Orientierung an Gleichberechtigung und Demokratisierung als Vertreter von Caring Masculinities bezeichnet werden kann, weist er in Bezug auf seine Männlichkeit gleichzeitig klassische hegemoniale Konstruktionselemente wie Dominanz, ›Machertum‹ und Durchsetzungsvermögen sowie die Beschützerfunktion innerhalb der Familie auf. Gleichzeitig hält er nicht an der Ernährer- und Versorgerrolle fest oder definiert sich (ausschließlich) über die Erwerbsarbeit. Bestenfalls kann der Idealist seine Überzeugungen auch in seiner Berufstätigkeit ausleben.

In folgendem Auszug, in dem es um eine Phase beruflicher Umorientierung geht, werden zum einen die dem männlichen Geschlecht typischerweise zugeschriebenen Verhaltensweisen besonders deutlich (in westlichen Gesellschaften wird von Männern erwartet »aggressive, tough-minded, taciturn, rational, analytic and promiscuous« (Connell und Pearse 2015, S. 42) zu sein). Zum anderen zeigt sich hier das auffälligste Charakteristikum des Idealisten: Der hohe Stellenwert und die alles leitende Orientierung an seinen Idealen. Hier geht es um eine Phase in Deniz' Leben, in der er aufgrund der überraschenden Insolvenz des vorherigen Arbeitgebers arbeitslos wird und sich neu orientieren muss:

»[G]enau, bin dann **hin** und dann, wollt ich mich quasi **arbeits-suchend melden** und bin dann rein=zu=der=Dame und n die hat mir dann so=n **Stapel** Papiere in die Hand **gegeben**, und=hat=gesagt **ausfülln**, und dann **bringen** und dann hab=i=mir=dacht=**ne=ihr=könnt=mich=mal** bin **runter** in den-in **die**, in **die Jobbörse**, hab da n bisschen **geschaut** und hab dann ne Anzeige entdeckt ähm, **[Autovermietung]**, suchn **jemandn** äh den se **einstelln**, quasi Kaufmann für Büro-kommunikation, **heute**, ne und ich hatte ja **nich**, ich hatte keine **Lehre gemacht**, hab einfach Mittel-, bin dann **hin** und, bin dann **direkt hin** so z-quasi die warn am **[Ort]** bin **hin** und=hab=gsagt so ich hab die Stelle so, Ding, [ahmt Mitarbeiterin nach] ja schickn se Bewerbung sag=i was für ne **Bewerbung=ihr=habt=doch** die Stelle ausgeschrieben **so**, ne, ja=**ok** dann hat=sie=gsagt komm sie nächste **Woche** da kommt unsere **Distriktleiterin** und ähm, ähm, Ding und hat dann n paar **Sachn notiert** Schulabschluss und **was weiß ich was**, [holt Luft] und ich war da in dem Gespräch und war total **geil**, sie ham **keine Bewerbungsunterlagen** seh ich gerade ne hab ich **nich**, so, und=was ham sie **gemacht** und dann, sind=ma **irgendwie** auf, (2) äh ich hatte n **Ohrring** damals dann=hat=sie=gesagt würdn sie den Ohrring **abnehm**, während der Arbeit, sag ich **ne** den nehm ich ab wenn **ich** den abnehmen will aber nich weil sie des **sagn**, ne und dann=hat=se=gsagt ah ok, sie sind dann doch **schon so, aufmüpfig**, dann=sag=ich ja kommt **aus**, aus meim, aus meim **politischen Verständnis** und dann sim=mer **irgendwie** in **Politik** und sie war ne ausgemachte **Hegelianerin** ne und ham dann **quasi**, ne dreiviertel

Stunde über **Hegel gesprochn** und, bin dann **raus** und, war noch nicht **zuhause** und hatten angerufen so-jetzt=könn=se=anfang hab dann **dort angefang**« (Deniz, Z. 620–643).

Deniz setzt sich über die Aufforderung der Mitarbeiterin des Arbeitsamts, einen »Stapel Papiere« auszufüllen hinweg und ermächtigt sich der Situation. Er recherchiert nach Jobs und findet ein Angebot einer Autovermietung, das ihm, trotz seiner fehlenden formalen Qualifikation, passend scheint. Anstatt sich an die Vorgaben des Bewerbungsprozesses zu halten, sucht er die Autovermietung direkt auf und fordert ein persönliches Gespräch ein, das für ihn »total geil« verläuft. Auch in diesem Gespräch hält er sich nicht an die Formalia und verneint die Frage, ob er seinen Ohrring in der Arbeitszeit herausnehmen würde. Als Legitimation seiner ›Aufmüpfigkeit‹ führt er sein politisches Verständnis an. Deniz' selbstbewusstes und widerständiges Auftreten erinnert einerseits an hegemoniale Männlichkeit, andererseits zeigt sich an diesem Narrativ deutlich, dass Deniz in erster Linie nach seinen Überzeugungen handelt und auch bereit ist, dafür negative Konsequenzen in Kauf zu nehmen.

Gleichzeitig lässt sich der Idealist als Repräsentant von Caring Masculinities beschreiben. Dies zeigt sich vor allem an einigen Stellen im Interview, in denen Deniz von seiner Involviering in den Übertrittsprozess von der Grund- in die weiterführende Schule seiner Tochter erzählt. Während beide Eltern den Übertritt in eine Montessorischule befürworten, entscheidet sich die Tochter für ein »Elitegymnasium« (Z. 757). Deniz sucht daraufhin das Gespräch mit einer Lehrerin aus der Grundschule, die ihm versichert: »kein Problem, schafft sie locker« (Z. 769). Einige Zeit später rät dieselbe Lehrerin der Tochter, sich das Gymnasium ›aus dem Kopf zu schlagen‹. Deniz sucht daher erneut das Gespräch mit der Lehrerin, zu dem er seine Tochter mitnimmt und sich über den aktuellen Notenstand der Tochter informieren lässt. Diese verspricht, im Laufe der nächsten Wochen mündliche Noten zu vergeben, anhand derer sich die Schüler:innen verbessern können – so auch Deniz Tochter. Als Notenschluss ist, kommt seine Tochter nachhause und berichtet keine mündliche Note von der Lehrerin erhalten zu haben, woraufhin Deniz erneut das Gespräch sucht (vgl. Z. 771ff.). Deniz weist sie auf ihr Versprechen hin aber die Lehrerin entgegnet »ja hab ich gesagt, ja das stimmt auch aber ich hab entschiedn die [Tochter] sollte nich auf=s Gymnasium gehn« (Z. 795f.). Die Lehrerin revidiert ihre vormalige Einschätzung und vertritt nun die Meinung, dass die Tochter das Gymnasium nicht schaffen wird (vgl. Z. 798). Die Tochter ist trotz dieser Empfehlung fest entschlossen, den Probetag im gewünschten Gymnasium zu absolvieren und zu beweisen, »dass sie des kann« (Z. 803). Deniz' Tochter besteht den Probetag, weswegen er zu einem Gespräch mit der Vertrauenslehrerin des Gymnasiums gebeten wird:

»[U]nd dann bin ich an die **Schule**, ne dann hat mich das Gymnasium **angerufen** dis **[Gymnasium]** die **Vertrauenslehrerin**, und um nen Gespräch gebett'n und ich

hab mir gedacht **so** ich muss jetzt nochmal **hin** weil **Probetag** und *irgendwie* muss noch ne **Formalie** erfüllt werdn so was weiß ich ne Unterschrift oder so und=dann=so=ok und dann war ich **dort** so im-im-m Sekretariat **angemeldet** hab kurz gewartet die Dame is **gekomm** wir sind dann in ein **Besprechungszimmer**, und dann saß sie **vor mir**, **so** [macht Lehrerin nach] (2) mich nich angeschaut, und dis erste was sie gesagt hat, sie wissn ja die [Tochter] hat den **Probetag geschafft**, mhmm, aber bei Eltern bei äh-äh **migrantischen Familien** wo, **kein Deutsch Muttersprachler is** empfehlن wir **nicht** auf=s **Gymnasium** zu gehn, so, und schaut mich nich an, hab=ich=gesagt=so also **erstens** schaun sie mich an wenn sie mit mir **redn** ne **zweitens**, **merken sie irgendwas** an meiner **Sprache** (2) so wie **komm** sie auf die **Idee**-ja des=is **erfahrungsgemäß** und die Kinder **schaffn=s nich**, weil die **Eltern nich helfen kann**, dann=sag=ichalso=wart=mal=kurz sie **kenn nicht** meinen meine **Bildungsbiographie** sie kenn nicht die **Bildungsbiographie** meiner **Frau** so, wie **komm** sie auf die **Idee, ja ne** und wir **müssen** diese wir **müssen** diese Empfehlung aussprechen hab=ich=gsagt ok des Gespräch is beendet, die [Tochter] kommt auf diese **Schule**, und **fertig** so, und, ob sie des **schafft** oder nich schafft **ist nicht ihre Entscheidung fertig** und bin dann natürlich raus, **total angefressn** ja und, weil des ebn struktureller **Rassismus is»** (Deniz, Z. 811–832).

Wider Erwarten wird Deniz nicht wegen fehlender Formalitäten zum Gespräch gebeten. Die Lehrerin des Gymnasiums rät vielmehr davon ab, dass Deniz' Tochter trotz bestandenen Probetags das Gymnasium besucht. Dies empfehlen die Lehrerin, bzw. die Schule »migrantischen Familien wo ähm, kein Deutsch Muttersprachler is« generell, da die Kinder es aufgrund mangelnder Unterstützung der Eltern erfahrungsgemäß nicht schaffen würden. Deniz' Wut und Entrüstung über diese Empfehlung zeigen sich deutlich. Die Lehrerin weicht nicht nur seinem Blick aus, sondern reproduziert Stereotype und Stigmata, denen Menschen mit Migrationshintergrund immer wieder ausgeliefert sind. So nimmt die Lehrerin an, dass sie allein aufgrund des zugeschriebenen Migrationshintergrundes Rückschlüsse auf die »Sprache« und »Bildungsbiographie« der Eltern ziehen kann. Dass Kindern mit Migrationshintergrund häufig keine Gymnasialempfehlung ausgesprochen wird, ist lange bekannt. Dies wird zumeist auf die den Familien mit Migrationshintergrund schwerer zugänglichen verschiedenen Kapitalsorten (ökonomisch, sozial, kulturell) zurückgeführt (vgl. z.B. Braun und Mehringer 2010, S. 74f.). Deniz erkennt und benennt die Verweigerung der Übertrittsempfehlung seiner Tochter für das Gymnasium als »strukturelle[n] Rassismus«. Prägnant wird an dieser Textstelle die intersektionale Verschränkung von Rassismus(erfahrungen) und Männlichkeit(en) sichtbar. Deniz' scharfe und bestimmende Äußerungen sowie sein dominantes Auftreten könnten hier abseits der Lesart eines hegemonialen Habitus als Reaktion auf die Diskriminierung und Marginalisierung sowie als Aufbäumen gegen die erlebte Ohnmacht gedeutet werden. Zugleich zeigt sich in diesem Absatz, dass Deniz als Repräsentant von Caring Masculinities gelten kann, da er die Verantwortung für die

Kommunikation mit der Schule übernimmt und hier als Bezugsperson seiner Tochter fungiert, die er in ihren Entscheidungen unterstützt. Dies resultiert möglicherweise auch aus der Rollenverteilung, die in Deniz' Familie gelebt wird: Deniz' Frau ist selbstständig und erfüllt die Funktion der Familiennährerin (vgl. Z. 708ff.). Deniz respektiert darüber hinaus die Entscheidungsautonomie seiner Tochter und tritt für ihren Wunsch, aufs Gymnasium zu gehen, ein. Er bindet seine Tochter in die Gespräche an den Schulen ein und nimmt sie als gleichberechtigte Partnerin in ihrer Beziehung ernst, was wiederum aus seinen politischen Überzeugungen resultiert.

Der Idealist stellt einen Vertreter von Caring Masculinities dar, der seine Männlichkeit – neben klassisch-hegemonialen Elementen – entlang seiner politischen Ideale wie Gleichberechtigung und Demokratisierung konstruiert.

Vaterschaft

Auch in Bezug auf seine Vaterschaft ist die ausgeprägte Orientierung des Idealisten an (politischen) Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung zu verzeichnen. Er lässt sich als neuer Vater charakterisieren und möchte eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) darstellen.

Die dominierende Orientierung des Idealisten zeigt sich in Deniz' Fall an folgender Sequenz, in der es um die Art und Weise geht, wie seine Familie ihr Zusammenleben gestaltet:

»[W]enn [Tochter] mit zwanzig auch noch bei uns wohn will, **auch dann** lebn wa aber **zusamm** und dann **lebn** wa aber zusamm und **genau**, und dann muss des Leben hier halt **organisiert** werdn und des we-glaub-ich-den wirklich ne, **Organisationsfrage** eben worauf lass ich mich **ein** worauf lass ich mich **nich** ein und was bedeutet es wenn ich mich **nicht** drauf einlassn **will**, nämlich zu sagn dann, die andern müssen sich dann auf **mirch** einlassn sondern=sagn=dann=müss=dann=mach-i also **machn** die auch so, es=gibt ganz viele Sonntage wo **jeder, irgendwas macht** von uns und dann gibt=s ganz viele **Sonntage** oder, ganz viele Feiertage oder ganz viele Tage wo wir **zusamm** sind, wo ma sagn hey jetzt m-wolln ma aber einfach **zusamm** was **machn** so und dann handeln=ma halt **aus** was ma machn **wolln** und, kann **sein** dass des eben nich **des is**, was wa, für heute uns **geplant** **hattn** aber, auch damit kann ich mich **arrangiern** und, muss halt für **mirch** dann **abwägn** **will** ich des **heute** oder hab ich da **Lust** oder kann ich mich drauf **einlassn**, **genau**, und das machen=wa **echt** also des is, oftmals **schwierig** weil=s halt, manchmal **lang** dauert ja, *aber ähm*, wir fahrn **gut** damit genau **so** würd ich meine **Rolle**, als **Papa** und, gar nich so als Papa sondern als Mitbewohner *dieser* dieser **WG** **sehn**« (Deniz, Z. 1082–1097).

Auch wenn Deniz' Tochter älter ist, muss das Zusammenleben der Familie organisiert werden. Die »Organisationsfrage« bezieht sich vor allen Dingen darauf, worauf sich die Familienmitglieder einlassen wollen und worauf nicht. So ist es in der Fa-

milie bspw. nicht gesetzt, dass Sonn- und Feiertage miteinander verbracht werden. Verbringt die Familie gemeinsame Zeit, wird flexibel ausgehandelt, was sie machen möchten. Jedes Familienmitglied muss für sich abwägen: »[W]ill ich des heute oder hab ich da Lust oder kann ich mich drauf einlassen«. Dieser Aushandlungsprozess stellt sich oftmals schwierig dar und kann lange andauern. Jedoch resümiert Deniz, dass die Familie gut damit fährt. Er legt seine Vaterschaft abschließend damit dar, dass er sich nicht so sehr als »Papa«, sondern vielmehr als »Mitbewohner« einer »WG« sieht. Deniz lehnt die Orientierung der Organisation des familialen Zusammenlebens an festen Vorgaben oder traditionellen Rollenverständnissen ab. Vielmehr organisiert sich die Familie ›basisdemokratisch‹ und bedürfnisorientiert. Unabhängig von den klassischen Eltern- oder Kinderrollen und den damit einhergehenden innerfamilialen Hierarchien zählen in Deniz' Familie das Individuum und individuelle Bedürfnisse. Mit der Metapher der ›WG‹, in der alle gleichberechtigt sind, zeichnet Deniz ein Bild davon, wie sich seine Orientierung an seinen Idealen im Familienalltag niederschlägt. Mit einem Wort bezeichnet er seine Vaterschaft als »pure Herausforderung aber, nicht nur Vaterschaft, sondern auch mit jemandem zusammenleben, is genau die gleiche Herausforderung bei uns is es halt bloß so dass jetzt noch jemand dazugekomm is so« (Z. 1227ff.). Übereinstimmend mit der obigen Passage zum (Schul-)Übertritt seiner Tochter spiegelt sich die Orientierung an Gleichberechtigung und Demokratisierung wider, die eine den Eltern gleichgestellte Position der Tochter im Familiengefüge fundiert.

Dennoch resultiert die Orientierung an den Idealen nicht in einer Negation von klassischen Erziehungsaufgaben durch den Idealisten, wie sich in folgender, dichter Sequenz zeigt. Deniz erzählt von einer Situation, in der seine Tochter ihn fragt, wie »des mit den Tagn [abläuft, JB]«:

»[I]ch wachse **enorm** weil du natürlich, schon mit Sachn konfrontiert wirst wo *du*, wo *du schluckst*, also, ich hab sie mal von der **Schule** abgeholt und stehn an der **Verkehrsampel** und so war=s für mich dieses **einschneidende** [lachend] Erlebnis es war da war sie gerade zwölf **gewordn**, und stehn so an der **Ampel**, und äh ich hab halt konzentriert auf die Verkehrsampel geschaut und auf **Ding** und dann sagt se, du Papa ich möcht mal fragn, sag ma wie I-läuft denn des mit den **Tagn** ja, und ich hab, [schluckt] **echt geschluckt** also so **puhfff**, ja und hab mich **umgedreht** und sie hat=s sie hat=s **geremerk** und hat selber gesagt **Papa, alles cool, alles cool** ich möcht dich hierbei jetzt **nich**, in die Bredouille bring [lachend] ich frag **Mama** so wo ich dann sag **ja** und wo ich dann schon sag du [Tochter], ich kann dir dazu **nur, technisch** was sagn so, is **nich** meine **Lebensrealität** und was des **bedeutet**, womit du dann zu **kämpfn** hast, worauf du, plötzlich **acht gebn musst** oder nich acht gebn musst des kann ich dir nich **sagn** ich kann dir=s ich kann dir=s nur **beschreibn** und, des is ne Lebensrealität von der **Mama** und dann musst **du** glaub ich des mit **ihr auskartln** und **gar nich** weil ich mich **drückn** will aber, des sind dann schon so Situationen die dir dann, weißt=du w-weil man ja oft dazu **neigt** ähm, **ja**

klar weiß ich des ja, des is halt äh, deine **Regel** die bekommst du **alle vier Wochn**, ja hat **den und den Hintergrund** ja, aber zu sagn ich **kann dafür nich sprechn** so, des is schon so ne Situation die ich mit [Tochter] gelernt habe nämlich zu sagn, ich kann=s dir nich beantwortn und des gar nich als, wie steh ich denn dann **da** als **Papa** sondern zu sagn **hey** und wenn mir dann gelegen is dann müssen wir dann muss **ich mich** genauso wie [Tochter] drum **kümmern** so, dass ich **des** kann« (Deniz, Z. 1011–1033).

Deniz wächst durch seine Vaterschaft und die Konfrontation mit seiner Tochter in Situationen wie dieser. Jedoch muss er zunächst schlucken und scheint überfordert, weswegen seine Tochter ihn von der Beantwortung der Frage freispricht. Deniz kann zu dieser Frage nur »technisch« Stellung beziehen, da diese nicht seine »Lebensrealität«, sondern die der Mutter berührt. Er will sich zwar nicht vor der Beantwortung der Frage drücken, aber er »kann dafür nich sprechen«. Mit seiner Tochter lernt er zuzugeben, etwas nicht zu wissen, ohne dass ihn dies als »Papa« infrage stellt. Vielmehr muss er sich »drum kümmern so, dass [er, JB] des kann«. Deniz begreift seine Vaterschaft als Lerngelegenheit, in der er ›enorm wächst‹. Seine Tochter und er pflegen ein enges (Vertrauens-)Verhältnis, welches es ihr ermöglicht, sich mit intimen Fragen an ihren Vater zu wenden. An dieser Form der Beziehungsgestaltung zeigt sich deutlich, dass der Idealist neue Vaterschaft und Caring Masculinities zugleich repräsentiert, was sich nicht zuletzt in der Infragestellung von als ›typisch männlich‹ kodierten Verhaltensweisen ausdrückt – in Deniz' Fall im Eingestehen und Kommunizieren seiner Unwissenheit und Unsicherheit. Deniz nimmt zudem eine wertschätzende und ressourcenorientierte Perspektive auf Kinder ein, indem er konstatiert, dass diese »denkende Individuen sind, dass sie ebn Verantwortung übernehm wie mit fridays for future mit Engagement gegen Rassismus wo du dir halt denkst, wieso soll des ne Lebensrealität von Kindern sein genau, und des is total spannend ich genieß es voll« (Z. 1258ff.).

Der Typus des Idealisten repräsentiert neue Vaterschaft. Der Dreh- und Angelpunkt ist dabei die Orientierung an Idealen wie Gleichberechtigung und Demokratisierung. Der Idealist möchte eine Bezugsperson darstellen und nimmt eine ressourcenorientierte Perspektive auf sein(e) Kind(er) ein.

Care

Auch in den konkreten, direkte und indirekte Care-Arbeit betreffenden Handlungspraktiken des Idealisten findet sich seine Orientierung an (politischen) Idealen wieder. Die Verrichtung von sowohl Haushalts- als auch von Erziehungsaufgaben stellt für ihn eine Selbstverständlichkeit dar, die nicht infrage gestellt wird.

In einer Passage über den Ablauf des Familienalltags erzählt Deniz, dass sämtliche Absprachen innerhalb der Familie jeden Tag neu ausgehandelt werden.³² Das »erste Aushandeln« (Z. 1105) bezieht sich darauf, dass besprochen wird, welches Familienmitglied wie in die Arbeit oder zur Schule kommt und wer das Kind begleitet. Das »zweite Aushandeln« (Z. 1117) beginnt, wenn die Tochter aus der Schule kommt und es um ihre Freizeitgestaltung geht. Auch hier geht es bspw. um Fragen, wer die Tochter wo hinfahren oder abholen kann. »[O]rganisatorische Fragen« (Z. 1121), die die Mahlzeiten der Familie, das Einkaufen oder Wäsche waschen betreffen, werden ebenfalls immer neu ausgehandelt. Hierbei ist es in Ordnung, wenn seine Frau, seine Tochter oder er selbst mal »kein Bock« (Z. 1126) haben. Die Tochter agiert bereits sehr selbstständig und bringt sich zu großen Teilen in den Haushalt ein. Der Alltag der Familie ist damit von flexiblen Aushandlungsprozessen bestimmt, die sich an den Bedürfnissen der einzelnen Familienmitglieder orientieren und feste Aufgabenverteilungen ablehnen. Da Deniz' Frau die Familiennährerin ist und zu geregelt(er)en Zeiten in die Arbeit gehen muss, entzieht diese sich den (teilweise langwierigen) Aushandlungsprozessen manchmal (vgl. Z. 1104ff.). Deniz scheint einen Großteil des Aushandlungsprozesses mit der Tochter abzuwickeln und stark in die Organisation der Familie sowie in Haushalts- und Erziehungsaufgaben eingebunden zu sein, wie sich bereits im Narrativ über die Kommunikation mit der Schule, die Deniz hauptverantwortlich übernimmt, zeigt.

In einem weiteren Auszug aus der Eingangspassage, in der es um seine Tochter geht, spiegelt sich wider, inwiefern die idealistisch motivierten Aushandlungsprozesse auch (die Vorstellung von) Erziehung fundieren:

»[A]Iso durch diesn Freiraum den sie a in der **Schule** hat und b auch **Zuhause** hat Sachn **selbst** zu entscheidn und ob=s sie=s machn will oder **nich** machn will, hat natürlich ne **extrem** ähm (2) wie würd ich sagn, ne extrem kritische **Person** auch aus ihr **gemacht** also die, die [räuspert sich] die wenn sie für **sich** wenn sie-wenn Sachn für **sie** keinen vernünftigen **Sinn**, ergebn, sie nich bereit is sich dem äh zu **unterwerfn** so, also eigentlich alles ziemlich gut gelaufn aus meiner **Perspektive** und, was wir schon merkn isch=s jetzt natürlich mit **dreizehn** mit **vierzehn** so diese **Widersprüche** die einfach, in der Sozialisation jugendliches Mädchen **auf-macht**, gegenüber ihren **Eltern**, also, unabhängig davon wie viel Freiheitn sie hat oder **nich hat verortet** sie sich natürlich anders und so dieses rebellische is jetzt **da**, die letztn **zwei Jahre** sind **schon**, dass=sie=schon **unsere Grenzn** nochmal **aufzeigt** nämlich in der Form so, wie viel **lässt** man denn dann zu also die Frage is wirklich, permanent **da** und wir versuchen=s halt so zu lösen dass wir sagn **alles** was

³² Da die Aufteilung von Haushaltsaufgaben im Interview mit Deniz nur an einer Stelle im Interview explizit beschrieben wird und diese bereits im Rahmen der Falldarstellung ausführlich vorgestellt und interpretiert wurde, wird hier nur eine kurze Zusammenfassung ebendieser aufgeführt (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

nicht **unbedingt**, in Anführungszeichen für **sie** ne **Gefahr** und da mein ich gar nich so später hat sie dann kein **Beruf** oder was weiß ich sondern wirklich ne Gefahr für **Leib**, und **Lebn**, is, is **ok** ne, darf sie **entscheidn** und, ich merk aber des **reicht ihr nich** also, so dieses-diesen-Grenz-**aus probiern** dieses **herausfordern** is **schon da** [lachend] sie tut sich natürlich schwer weil, **wir** des halt nich als **Herausforderung** sehn sondern ja dann **mach halt** so und des **reicht ihr nich** weil sie ja diese **Reibung** auch, **vermut** ich zumindestens *diese* diese diese Reibung auch **braucht**« (Deniz, Z. 175–195).

Der Freiraum, Entscheidungen selbst zu treffen, macht aus seiner Tochter eine »extrem kritische Person«, die sich nur unterwirft, wenn »Sachn« einen vernünftigen Sinn für sie ergeben. Dies bewertet Deniz positiv. Gleichzeitig bemerken die Eltern, dass die pubertierende Tochter sich seit einiger Zeit trotz ihrer vielen Freiheiten gegen die Eltern aufzulehnen beginnt. Damit stellt sich für die Eltern die Frage, was sie alles zulassen sollen. Der Lösungsversuch besteht darin, der Tochter die Entscheidungsmacht für alles, was keine Gefahr für »Leib, und Lebn« darstellt, zu übertragen. Die Tochter tut sich schwer damit, dass dies für ihre Eltern keine Herausforderung darstellt. Sie testet die Grenzen aus und fordert ihre Eltern heraus. Erkennbar wird die konsequente Orientierung der Erziehung an politischen Idealen: So stellt es bspw. aufgrund von Deniz' Systemkritik keine »echte« Gefahr dar, »kein Beruf« zu haben.³³ Das Freiheitsstreben und Werte wie Selbstbestimmung und Gleichberechtigung des Idealisten sind der Orientierung an festen Hierarchien oder Regeln übergeordnet und werden stärker gewichtet. Auch wenn die Auseinandersetzung mit der Tochter große Anstrengungen erfordert, wählt Deniz nicht den Weg des geringsten Widerstands, der darin bestehen würde, die »Papakarte« (Z. 1008) zu spielen. Vielmehr priorisiert er die Orientierung an seinen Idealen.

Für den Idealisten stellt die Verrichtung von Care-Arbeit in Form von Organisations-, Haushalts- und Erziehungsaufgaben eine Selbstverständlichkeit dar. Dies ist wiederum auf seine Ideale zurückzuführen, die die konkreten Praktiken zudem durchziehen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Eine metaperspektivische Sichtweise auf das Thema Kultur ist kennzeichnend für den Idealisten. Er verweigert kulturelle Zuschreibungen und steht für ein dynami-

³³ Diese Haltung ist vermutlich auch durch die Berufs- und Bildungsbiographien seiner Frau und seiner selbst geprägt. Beide gehen nicht den vorgegebenen und klassischen Bildungsweg und sind trotzdem erfolgreich und können sich im Rahmen ihrer Tätigkeiten verwirklichen. Deniz' höchster Bildungsabschluss ist sein Realschulabschluss. Über berufliche Umwege arbeitet er heute als Trainer in der Erwachsenenbildung. Deniz' Frau hat zwar das Abitur, aber bricht ihr Studium später ab, um sich nach einer beruflichen Zwischenstation im Bereich der Gastronomie selbstständig zu machen (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

sches Kulturverständnis. Zugleich verfügt er über eine ausgeprägte Ambiguitätstoleranz im Umgang mit der Frage nach seiner Zugehörigkeit.

Die Fähigkeit, Widersprüche auszuhalten, erlernt Deniz im Laufe seines Lebens.³⁴ Sein Aufwachsen ist davon geprägt, dass er in einem konservativen, mehrheitlich weißen Vorort groß wird (vgl. Z. 274f.). Zusätzlich sind beide Elternteile erwerbstätig, weswegen eine »Nachbarin« (Z. 21), die Deniz auch als »Pflegemama« (Z. 20) oder »Oma« (Z. 21) bezeichnet, für die Betreuung der Kinder hinzugezogen wird. Die Betreuungsperson und seine Freund:innen aus der frühen Kindheit stellen für Deniz Vertreter:innen der ›deutschen Kultur‹ dar, während seine Familie die ›türkische Kultur‹ symbolisiert (vgl. Z. 14ff.). Dies resultiert darin, dass er sich in einem »Zwiespalt« (Z. 23) befindet aufwächst, den er erst später zu überwinden lernt. Sein heutiges Verständnis von Kultur spiegelt sich darin wider, dass Deniz Personen als »Abbild[er], von Strukturen und Verständnissen« (Z. 896f.) begreift, die von einem eurozentristischen »kolonialen Verständnis« (Z. 898) geprägt sind, welches für sich beansprucht, »Kultur definieren zu könn« (Z. 899). Damit zeigt sich Deniz' intellektuell-theoretischer und machtkritischer Zugang zu diesem Thema. Dementsprechend verortet er das Dilemma »nirgendwo dazugehörn aber überall dazugehörn wolln« (Z. 463f.) in der Generation seiner Eltern, welches er scheinbar für sich selbst aufgelöst hat. Er identifiziert sich zudem als einziger Mann im Sample als nicht weiß (Z. 736, 836ff.). Aufgrund seines ›Nicht-weiß-Seins‹ macht er immer wieder Rassismuserfahrungen.³⁵ So auch, als er sich nach einer Auszeit beruflich neu orientieren will. Deniz konzipiert und führt bereits seit einigen Jahren auf kommunaler Ebene »n Haufn Projekte zu Diversität« (Z. 728) durch, als ihm eine Stelle in diesem Bereich angeboten wird. Obwohl er sich aufgrund seiner Erfahrung und Expertise gute Chancen ausrechnet, bekommt er die Stelle nicht, sondern »die hat n Weißen gekriegt« (Z. 737). Deniz konstatiert: »klar war, dass sie, ne deutsche Person nehm und niemandn mit Migrationshintergrund« (Z. 752f.). Dieses Erlebnis repräsentiert für ihn strukturellen Rassismus:

»[U]nd plötzlich wird des halt zu nem zu nem **Bestandteil** von **dir** dass du sagst auf die Stelle **brauch** ich mich nich zu **bewerbn egal** ob ich qualifiziert bin, ich werde **nich genomm**, es wird ein **Weißen bevorzugt** und, in den **meistn Fälln is**

34 Da diese Entwicklung bereits im Rahmen der Falldarstellung ausführlich vorgestellt und interpretiert wurde, wird hier nur eine kurze Zusammenfassung eben dieser aufgeführt (vgl. dazu Kap. 4.1.1).

35 Im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung werden die Rassismuserfahrungen der Fälle von Deniz (Typ I: Idealist) und Onur (Typ III: Traditionalist) nur kurz thematisiert. Diese sind genauer in den jeweiligen Falldarstellungen nachzulesen (vgl. dazu Kap. 4.1.1; 4.1.2). In den Ansätzen der soziogenetischen Typenbildung werden die Rassismuserfahrungen der verbleibenden vier Fälle (aus Typ II: Pragmatiker und Typ III: Traditionalist) genau beleuchtet, um Redundanzen zu vermeiden (vgl. dazu Kap. 4.3.1).

es so und dann fängst du an dich **zurückzuschrauben** dich zurückzunehm so, dich äh zu **begnügen** mit **weniger** mit **nicht dran zu komm und so weiter und so fort genau** (2) und des mein ich mit strukturellm Rassismus der **mich**, nach wie vor noch begleitet« (Deniz, Z. 869–875).

Der Begriff des strukturellen Rassismus wird oftmals mit dem der strukturellen Diskriminierung gleichgesetzt. Bei letzterem handelt es sich um ein hochkomplexes und schwer zu durchdringendes Phänomen, unter dem »Praktiken der Herabsetzung, Benachteiligung und Ausgrenzung [gefasst werden, JB], die gegen Angehörige bestimmter Gruppen bzw. Gruppen gerichtet sind« (Gomolla 2016, S. 73). Entscheidend dabei ist, dass »Mechanismen institutioneller Diskriminierung unabhängig von individuellen Vorurteilen oder negativen Absichten operieren und aufrechterhalten werden können [...] sie kann sogar im Handeln wohlmeinender Akteure Zustände kommen« (Gomolla 2017, S. 134). Einerseits drückt sich in Deniz' Feststellung seine große Frustration über die sich wiederholende Benachteiligung aus, die er an dieser Stelle sprachlich auch als konjunktiven Erfahrungsraum ausdrückt. Das Wissen und die Reflexionsfähigkeit über Rassismus scheinen für Deniz andererseits eine Bewältigungsstrategie seiner Rassismuserfahrungen darzustellen. Generell scheint die intellektuelle Beschäftigung mit seinen politischen Idealen Deniz darüber hinaus zu befähigen, den Zugehörigkeitskonflikt zu bewältigen und die ihm inhärenten Widersprüche in seine Identität zu integrieren.

Zusätzlich verweist Deniz auf die intersektionale Verschränkung von Differenzkategorien, indem er auf die zusätzliche Benachteiligung durch seine fehlende formale Qualifikation in seinem Beruf aufmerksam macht. So verdienen seine Kolleg:innen aufgrund ihres Studiums mehr, obwohl Deniz »inhaltlich den Ton angibt« (Z. 843). Wenn er Seminare leitet, wird ihm oft rückgemeldet, dass er »gut Deutsch« (Z. 846) spricht und gleichzeitig wird ihm mit großem Misstrauen begegnet, weil er kein Studium vorweisen kann (»und, ach ham sie des studiert so und wenn ich dann in Seminarn bin, könn sie des überhaupt« (Z. 847f.)). Gleichwohl kann Deniz seine Berufstätigkeit als Bewältigungsstrategie seiner Diskriminierungserfahrungen nutzen, weswegen er sich privilegiert fühlt:

»Und ich glaub deswegen bin ich auch co-find ich=s so cool dass ich in dem Bereich jetzt arbeite also weil ich des natürlich ständig **A** anprangern kann und **B** Wege und Möglichkeiten und Tools aufzeigen kann wie=s eben anders auch **sein kann** und, da natürlich jetzt **ganz ganz viel Erfahrung**, habe **ganz ganz viel** äh, **Know-How** habe **ganz ganz viel Sachn** entwickelt habe **für mich** und mit andern, Kolleg:innen zusammen, neue Ansätze entwickelt habe und n-nachdem ich Betroffener bin natürlich auch mir leicht tu jetzt, mit solchn Sachn **umzugehn**, Sachn **in Frage zu stellen** auch **aufzulösn** des=is natürlich **cool**, ja, die Möglichkeit hat nich jeder und daher wieder **weiß** und **elitär** also **bin ich, ja**, muss man, muss man so **sehn** ha-ich hab **schn**, natürlich bin ich **betroffn** aber auf der andern Seite hab ich auch

Zugänge ja, Zugänge die, beispielsweise n **Geflüchteter** nich hat also auch des muss man sich eingestehn (Deniz, Z. 913–924).

In seinem Bereich kann Deniz diese Missstände »anprangern« und Wege und Werkzeuge aufzeigen, wie es »anders auch sein kann«. Viel Erfahrung, Know-How, die Offenheit für Neues und nicht zuletzt die Erfahrung als Betroffener helfen ihm, Dinge »in Frage zu stellen auch aufzulösn«. Dies bezeichnet er als »weiß und elitär«, da andere diese Möglichkeit nicht haben. So hat er z.B. im Vergleich zu einem Geflüchteten »Zugänge«, die er nutzen kann. Einmal mehr zeigt sich die hohe Bedeutung seines Idealismus für Deniz: Seine Erwerbsarbeit nutzt er zusätzlich, um die Gesellschaft zu gestalten und um Strukturen zu mehr Gleichberechtigung zu verändern.

Seine Ideale dienen dem Idealisten dazu, einen metaperspektivischen Zugang auf Kultur einzunehmen, Zuschreibungen abzulehnen und Widersprüche auszuhalten. Scheinbar ermöglichen sie ihm nicht zuletzt die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen und die Auflösung des für viele migrantische bzw. migrantisierte Menschen hochkonflikthaften Erlebens der Frage nach Zugehörigkeit.

4.2.2 Typ II: Pragmatiker

Männlichkeit

Der Pragmatiker ist in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion ambivalent: Einerseits weist er Elemente eines traditionell-konservativen Entwurfs von hegemonialer Männlichkeit auf. Andererseits zeigt er Verhaltensweisen, die ihn zugleich als Vertreter von Caring Masculinities erscheinen lassen. Im Gegensatz zum Idealisten, bei dem es die (politischen) Ideale sind, die seinen Entwurf als Repräsentant von Caring Masculinities fundieren, ist es beim Pragmatiker der Pragmatismus, der seine handlungsleitende Orientierung darstellt.

Wolfgang ist einer der Pragmatiker. Er definiert sich einerseits als ›Macher‹, als jemand, der Dinge durchzieht, und hart im Nehmen ist. Dies zeigt sich an der folgenden Passage, in der Wolfgang über seine Ausbildung in einer Autowerkstatt spricht:

»[D]iese drei Jahre warn irgendwie, also jetzt net unbedingt die **schönste** Zeit für mich, aber i hab=s **durchzogn**, weiß au net i war-i bin halt so a Typ wenn i was anfang dann mach i=s fertig [klatscht in die Hände] irgendwie *und* des hat mi aber jetzt wenn i immer so **zurückdenk**, wahnsinnig viel gebracht in meim Leben also ich bin dadurch, **härter** gwordn auch de-grad wenn=s **Winter** war, hat der zu mir gsagt jetzt tut=ser erstmal **schneeschippen** der hat da überhaupt keine **Gnade** [holt Luft] wir=warn, **total nasse Haare** uns=hat=s=gfrorn war dem **scheißegal**, wir ham=s gmacht ham=s durchzogn, [holt Luft] und, [klatscht] eigentlich bin ich

dankbar für diese Erfahrungen=die=i=in=meim=Lebn=gmacht=hab« (Wolfgang, Z. 130–138).

Obwohl ihn die Ausbildung nicht besonders interessiert (»scheißegal mach ich, ich hatte keine Ahnung von Autos keine Au-wirklich, null, aber egal i hab des gmacht« (Z. 118f.)) und der Chef hart mit den Angestellten umgeht, »zieht er sie durch«. Durch diese Erfahrung wird er härter, was ihm »wahnsinnig viel gebracht« hat. Abgesehen von der Erwerbsarbeit prägen seine beiden Leidenschaften, die Musik und der Fußball, Wolfgangs Leben. Da er beiden intensiv nachgeht, ist er immer viel unterwegs und sehr eingespannt, worauf er irgendwann »kein Bock« mehr hat: »JJa war, n ja au ne spannende Zeit also des immer unterwegs zu sein des hat mir immer gefallen erst B-Band, dann mit=m Fußball und dann irgendwann hat i dann kein Bock mehr [leiser] weil=dann=hab=i=gsagt jetzt hab i Bock auf Familie« (Z. 467ff.). Hier kündigt sich die Begründungslogik seines handlungsleitenden Pragmatismus an: Wolfgang hat sein ›Leben gelebt‹ – hat sich beruflich verwirklicht, seine Leidenschaften und Interessen ausgelebt. Erst dann kann er sich dem Familienleben widmen. In folgendem Auszug spricht er über die tägliche Routine, die beinhaltet, dass er seine Kinder jeden Morgen mit dem Fahrrad zum Kindergarten bringt. Danach fährt er weiter ins Büro und nutzt diese Zeit als »tägliche Meditation« (Z. 671f.). »JJa da fahr ich und da muss i an nix denken und ich genieß das voll aber i muss ganz ehrlich sagn um drei schau i scho wieder auf die Uhr, dann is Feierabend damit ich heim kann, um meine Kinder zu sehn und, des is für mich schon ne ganz große Erfüllung« (Z. 672ff.). Es scheint, als könnte Wolfgang es nicht erwarten, zu seinen Kindern nachhause zu kommen und Zeit mit ihnen zu verbringen. Die Tatsache, sein ›Leben gelebt‹ zu haben, erlaubt es ihm nun, voll in der Familie aufzugehen zu können. Pointiert lässt sich mit Helfferich (2012) sagen: »[M]en have to be men before they can start a family« (ebd., S. 160). Damit ist seine Entscheidung für ein Leben, in dem nicht mehr er selbst, sondern seine Familie an erster Stelle steht, eine pragmatische. Nachdem er nicht nur eine wichtige Bezugsperson für seine Kinder darstellt, sondern sich auch fürsorglich zeigt und sich in Care-Arbeit einbringt, stellt er einen Vertreter von Caring Masculinities dar.

Auch Timothee kann als Repräsentant von Caring Masculinities gelten, wenngleich auch er sich dabei in erster Linie am Pragmatismus orientiert. So berichtet er, dass hauptsächlich er für das Kochen verantwortlich zeichnet. Allerdings ordnet er die Sorgearbeit der Erwerbsarbeit nicht über: Nachdem er in seinem ehemaligen Job sowieso erst nachmittags zur Arbeit geht, kocht er mittags. Doch auch nach einem Jobwechsel arbeitet er viel von zuhause, weswegen er auch heute noch in der Hauptverantwortung für das Kochen ist (vgl. Z. 1627ff.). Seine Haltung zu Sorgearbeiten, die den Haushalt betreffen, scheint sehr pragmatisch. Um seine hohe Beteiligung an Care-Arbeit (besser) in seine Konstruktion von Männlichkeit integrieren

zu können, rahmt er seine Argumentation zusätzlich als kompetitiven Vergleich. Im folgenden Auszug spricht Timothee darüber, wie er es erlebt, Windeln zu wechseln:

»[...]ch hab **viele Freunde** die dann irgendwie dann ähm n **Kind** habn und dann sagen **oah** die Windeln stinkn ich kann ihm die Windeln nich wechseln weil sie **stinkt** [holt Luft] und dann is das Kind halt irgendwie **drei Monate alt** und kriegt noch und kriegt noch **Muttermilch** und da **stinkt** das doch nich also wart mal ab bis du dem **Fisch** gegeben hast ja dann hast du=n **anderes Problem** ja [holt Luft] und das sind halt so Sachn da bin ich halt, w-**weniger empfindlich** für sowas ja also ich **mach das dann** weil es halt so **is** dann mach ich das [holt Luft] **beschwer** mich aber jetzt nich **da**-darüber dass es **stinkt** dass es stinkt **wissen wir alle** das=is=klar aber m-w-w-deswegen **wechsel** ich ja **trotzdem** die **Windel** ja deswegen hab ich da so ne ganz andere Einstellung **dazu**« (Timothee, Z. 1555–1564).

Während sich viele Freunde von ihm weigern, ihren Kindern die Windeln zu wechseln, weil diese stinken, ist Timothee »weniger empfindlich für sowas«. Er »mach[t, JB] das dann weil es halt so is« und beschwert sich nicht darüber. Daran zeigt er nicht nur seine pragmatische Orientierung, sondern auch, dass er das Verrichten von Sorgearbeit, wie bspw. das Windeln wechseln, als ernstes Spiel des Wettbewerbs für sich umdeutet. Er ist nicht so ›zimperlich‹ wie andere Väter, sondern packt an und tut, was getan werden muss. Ob Timothee von seinen Freunden dafür tatsächlich symbolisches Kapital, also soziale Anerkennung, erhält, bleibt an dieser Stelle offen. Festgehalten werden kann aber, dass diese Rahmung es Timothee ermöglicht, sich in seiner Männlichkeit gegenüber anderen Männern aufzuwerten.

Auch Niam lässt sich dem Typus des Pragmatikers zuordnen. Seine Männlichkeitskonstruktion entfaltet sich vor allem entlang der Metapher des Kampfes, der ebenfalls den traditionellen Elementen von hegemonialer Männlichkeit zugeordnet werden kann. Niam kämpft sowohl mit seinen Eltern³⁶, als auch im Sport und gegen die Krankheit seiner Frau. Sport spielt schon immer eine große Rolle in Niams Leben. So hat bspw. das gemeinsame Fußballspielen mit den Kindern aus der Nachbarschaft schon früh einen großen Stellenwert für ihn (vgl. Z. 498ff.). Nach der Trennung von einer Ex-Freundin muss er seine Wut kanalisieren und beginnt zusammen mit seinem Bruder im jungen Erwachsenenalter professionell zu kickboxen (vgl. Z. 567ff.). Die Brüder kämpfen sich sogar so weit hoch, dass sie im Kader Deutschlands bzw. im Kader eines Bundeslandes spielen. Niam lebt also einerseits die ernsten Spiele des Wettbewerbs in ihrer Reinform. Andererseits kämpft er zusammen mit seiner Frau den Kampf gegen ihre chronische Erkrankung. Im folgenden Auszug spricht er darüber, dass er sich für sich und seine Familie, aber vor allem für seine Frau, Gesundheit wünscht. Er begründet dies wie folgt:

36 Darauf wird später genauer eingegangen.

»[W]eil=s schon **einfach** m-m die **Familie** schon, **stark beeinträchtigt** [holt Luft] weil sie ja **schnon** einfach (2) mpf würd ich sagen des **meiste schmeißt**, und wenn sie halt einfach **ausfällt** [holt Luft] da gab=s ne Zeit, **genau** des is vielleicht noch zu **erwähnen** da gabs ne **Zeit** wo man nich **wusste** was sie **hatte** also die [holt Luft] hat dann angefangen **Schmerzen** zu bekommen und konnt des **Bein** nich mehr bewegen [holt Luft] und konnt nich mehr **aufstehen** also auch so **weit** dass ich sie wenn sie [holt Luft] zum **Pieseln** musste aufs **Klo** getragen hab dass sie=dass sie **pieseln kann** und [holt Luft] des **ging** glaub ich über **ein Jahr** da war die [Tochter] grad, [schluckt] n **Jahr alt und** dann war sie **hier** mal ne **Woche** im **Krankenhaus** da mal ne Woche im **Krankenhaus** und keiner **wusste** [holt Luft] was sie **hatte**« (Niam, Z. 1151–1160).

Was sich hier zeigt ist, dass Niam – zumindest in der Vergangenheit – extensiv Sorgearbeit für seine Frau und Tochter leistet. Seine Frau kann aufgrund einer zunächst nicht diagnostizierten Krankheit teilweise nicht mehr gehen, sodass er sie auf die Toilette tragen muss. Bis zur Diagnose folgen einige Krankenhausaufenthalte, in denen Niam hauptverantwortlich für seine einjährige Tochter ist. Niam erhält in dieser Zeit zwar viel Unterstützung von seiner Schwiegermutter (vgl. Z. 1175), dennoch kann er »fast n Jahr nich [arbeiten, JB]« (Z. 1172). Generell leistet er auch heute noch in Bezug auf seine Kinder viel Care-Arbeit, wie sich später noch zeigen wird. In Bezug auf die Aufgabenverteilung zwischen seiner Frau und ihm äußert er sich folgendermaßen:

»[W]obei=s n-nich **klassisch is** weil **wir** weil **wir** da **ehrer altertümlich** sind sondern weil=s halt einfach **praktischer** is [holt Luft] weil sie des halt einfach gut **kann** die **Sachen Kochen** würd ich mir **wünschen** dass ich **öfter kuche** mir macht des **Spaß** aber es passt halt einfach zeitlich [holt Luft] **oft nicht rein** weil ja ich bin dann halt für **grillen zuständig** solche **Sachen** also es is schon, es is schon, würd ich **sagen** dass unser Familienbild schon eher **klassisch aber** (2) **m** wir fahren damit beide **sehr gut und ähm** es is auch glaub ich des was wir beide **wollen** ohne jetzt irgendwie **konservativ** zu sein oder so« (Niam, Z. 1076–1083).

Die Rollenverteilung zwischen seiner Frau und sich bezeichnet er als »klassisch«. Dies resultiert jedoch nicht daraus, dass das Paar »altertümlich« ist, sondern weil es »halt einfach praktischer« ist und weil »[Niams Frau, JB] des halt einfach gut kann«. Beide »fahren« gut damit und befürworten dieses Modell, jedoch nicht, weil sie konservativ sind. Wie auch bei Wolfgang und Timothee folgt die Aufgabenverteilung bei Niam und seiner Frau einer pragmatischen Logik.

Die Vertreter des Typus Pragmatiker grenzen sich bewusst vom Konservativismus ab und hinterfragen die von ihnen gelebten Rollenmodelle, auch wenn es nicht Werte wie Gleichberechtigung sind, die ihr Handeln in erster Linie leiten. Als Legitimation für ihr Handeln führen sie ihren Pragmatismus als Orientierung an, egal in

welche Richtung das Pendel schwingt: Für Wolfgang war es für seinen Übergang zur Vaterschaft fundamental, sich vorher ›auszuleben‹. Timothee gelingt es, die von ihm verrichtete Sorgearbeit neben seiner pragmatischen Orientierung über die kompetitive Komponente der ernsten Spiele des Wettbewerbs in seine Männlichkeitskonstruktion zu integrieren. Auch Niam integriert seine Fürsorge mittels seines Pragmatismus in seine Männlichkeitskonstruktion. So sind die Pragmatiker zwischen hegemonialer Männlichkeit und Caring Masculinities zu verorten.

Vaterschaft

Die Orientierung an Pragmatismus ist ebenfalls in Bezug auf Vaterschaft handlungsleitend. Fälle, die dem Typus des Pragmatikers zugeordnet werden können, vereint darüber hinaus, dass sie viel Verantwortung innerhalb der Familie übernehmen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Sie stellen Bezugspersonen für ihre Kinder dar und bringen sich in hohem Maße in Care-Arbeit ein. Damit können sie zugleich als neue Väter gelten.

Im Fall von Wolfgang zeigt sich zunächst die enge Verzahnung von Männlichkeit und Vaterschaft. In folgender Passage bezieht er sich darauf, dass die Vaterschaft ein »Weichei« aus ihm gemacht hat:

»[A]Iso ich könnt=ma=mei Lebn ohne meine Kinder und meine Frau gar nimmer **vorstelln** dis is, is meine Erfüllung muss i echt sagn ja **kam au genau** zur **richtigen Zeit** (2) ich bin aber seit ich **Vater** gewordn bin bin i n **Weichei** gwordn weil=also **plötzlich** macht ma sich über **Sachn Gedankn**, die ma vorher=nich=g macht=hat=also, [holt Luft] also meine Kinder habn mir eins **gelehrt** dass ich **nicht** der wichtigste Mensch auf der Welt bin es gibt jetzt **drei, drei Menschen** die wichtiger sind=im-im Leben **als wie ich ja**, aber ich versuch des au net zu **übertreibn** es gibt ja au **Eltern**, also jetzt grad wo=mer, wenn=ma **Vater** wird, so in=ner=neuen=Rolle und mir-mir sind immer diese Eltern so aufn **Sack** gangn, die ständig **nur** über ihre Kinder erzähln, des hab i versucht immer zu **vermeiden**, [holt Luft] natürlich kommt ma da au an () des-des lässt sich **gar net richtig vermeiden** aber [holt Luft] ich **versuch** mit dem **Ganzn**, möglichst **unaufgeregt** und **normal** umzugehn, gelingt mir nicht **immer** aber ich **versuchs** jedenfalls« (Wolfgang, Z. 675–687).

Wolfgang bezeichnet seine Familie hier als seine »Erfüllung« und betont einmal mehr, dass seine Vaterschaft genau zur richtigen Zeit kam. Jedoch ist er dadurch zum »Weichei gewordn«, da er sich plötzlich Gedanken um Dinge macht, die vorher nicht relevant für ihn waren. Durch seine Kinder hat er gelernt, dass nicht er selbst der wichtigste Mensch »auf der Welt« ist, sondern seine Frau und Kinder. Eltern, die nur über ihre Kinder sprechen, wertet er vor seiner eigenen Vaterschaft ab. Als Vater merkt er jedoch, dass sich dies kaum vermeiden lässt. Es gelingt ihm nicht immer, »normal« und »unaufgeregt« mit seiner Vaterschaft umzugehen. Die Vater-

schaft als neue Lebensphase ermöglicht es Wolfgang somit offenbar, Emotionen, die in der Konstruktion des Ideals hegemonialer Männlichkeit nicht vorgesehen sind, wahrzunehmen und zuzulassen.³⁷ Durch die Externalisierung, also durch das Verlernen der Wahrnehmung von Emotionen jenseits von Wut und Aggression als Teil des Erwerbs eines männlichen Habitus (vgl. Böhnisch und Winter 1993, S. 129f.), ist Wolfgang dies vorher nicht oder nur eingeschränkt möglich. Die vorher gelernte Abwertung des Weiblichen³⁸ zeigt sich jedoch noch immer in dem Begriff »Weich-ei«, oder auch im Narrativ über die Eltern, die ständig über ihre Kinder sprechen bzw. im aufgeregten, ›hysterischen‹ oder ›unnormalen Umgang‹ mit Elternschaft. Die Transition zur Vaterschaft zeigt sich bei Wolfgang also vor allem im Umgang mit seinen Gefühlen (für die Kinder). Auf die Nachfrage nach der Beschreibung seiner Rolle als Vater antwortet er:

»[E]s=is halt immer **schwer** dis=über sich selber so Dinge zu sagen also wenn jetzt, des=müssstesch eigentlich mei **Frau** fragen aber wahrscheinlich würd=**würd=se sag-en**, dass ich n **super** Vater bin weil natürlich wie ich vorher scho gsagt hab die die Kinder kriegen von mir alle Aufmerksamkeit, die se, **benötigen**, und, **Lie-be** im **Überschuss** also, ich bin auf jeden Fall **immer da** wenn se mich brauchn des wissn se auch, wir=ham=a=sehr s-s-son Vertraunsverhältnis, **da** n großes und, [holt Luft] das Gute is auch, ich versuch dene immer zu sagn **hey** lügt=s mi net an sagt=s mir lieber die Wahrheit und des machen die dann auch irgendwie« (Wolfgang, Z. 775–782).

Wolfgangs Frau würde über ihn sagen, dass er ein »super Vater« ist, da er seinen Kindern Aufmerksamkeit und Liebe im »Überschuss« bietet. Er ist immer da, wenn sie ihn brauchen. Sie pflegen ein »Vertraunsverhältnis«, was sich zum Beispiel darin äußert, dass die Kinder Wolfgang in der Regel nicht anlügen. Das Interesse an einer eigenständigen und engen Beziehung zu den Kindern, das typisch für neue Väter ist, demonstriert sich im Fall von Wolfgang sehr eindrücklich. Nachdem neue Vaterschaft gesamtgesellschaftlich als (neues) Ideal wahrgenommen werden kann,

37 Dies erinnert stark an Onurs Übergang zur Vaterschaft, der in Kapitel 4.1.2 aufgearbeitet wurde.

38 Interessanterweise kann davon ausgegangen werden, dass »when fathers are active in infant care, boys develop an intimate knowledge of masculinity, which makes them less likely to devalue the feminine, whereas when fathers are rarely around, boys lack a clear sense of masculinity and construct their identities in opposition to things feminine by devaluing and criticizing women« (Coltrane 2004, S. 226). Für Wolfgangs Fall ist kennzeichnend, dass sein Vater die Familie in einer ›Nacht-und-Nebel-Aktion‹ verlässt und nach Griechenland zurückkehrt, woraufhin die Mutter und die beiden Kinder auf einen Schlag auf sich gestellt sind. Dadurch muss Wolfgang schon früh viel Verantwortung für seinen kleinen Bruder übernehmen und wird für ihn zu einer Vaterfigur (vgl. Z. 567ff.). Dies kann einen Erklärungsansatz für die Verhaltensweise Wolfgangs darstellen.

ist es Wolfgang durch das Ausfüllen seiner Vaterrolle, das er mit dem antizipierten Prädikat seiner Frau als »super« bezeichnet, möglich, seine Vaterschaft zum ernsten Spiel des Wettbewerbs zu machen und symbolisches Kapital anzuhäufen. Interessant ist darüber hinaus, dass die Mutter offenbar ebenfalls das Konzept der neuen Vaterschaft befürwortet und ihren Mann darin positiv bestärkt.

In Timothees Fall zeichnet sich ab, dass die Pragmatiker ihre Vaterschaft verantwortungsbewusst gestalten und ihre Rolle in Bezug auf Thematiken wie Gleichberechtigung innerhalb ihrer Partnerschaft reflektieren. Timothee sieht seinen »Auftrag als Vater ob jetzt mit Migrationshintergrund oder nicht« (Z. 1223f.) darin, seinen Kindern »Werte mitzugeben« (Z. 1225), die »gesellschaftlich akzeptiert« (ebd.) sind. Dazu zählt für ihn die Ablehnung von Sexismus und Homophobie (vgl. Z. 1226f.) und dass es für seinen Sohn »normal is, dass irgendwie n Schwarzer mit ner Weißen zusammen is und umgekehrt« (Z. 1228f.). Diese Werte, die wiederum Ausdruck von Caring Masculinities sind, haben für Timothee universell Gültigkeit. Doch sein Pragmatismus ist zweifellos die leitende Orientierung in Bezug auf seine Vaterschaft. Dies zeigt sich exemplarisch an folgendem Auszug, in dem es darum geht, wie Timothee damit umgeht, dass sein Kind aufgrund der häufigen Schließungen von Kindertagesstätten und Kindergärten während der Covid-19-Pandemie viel zuhause ist, während er selbst ebenfalls anwesend ist, aber im Homeoffice arbeitet:

»[N]aja wenn=s nicht anders geht dann is halt des **Kind halt da** ne ich hab auch schon **hier** mit **Kunden** telefoniert und [Sohn] hat halt hier **rumgespielt** und dann hab ich denen halt gleich m-zu **Beginn** des **Telefonats** gesagt ja ich bin im **Home-office** [holt Luft] nicht=**e-rschrecken** wenn da irgendwie n **Kind** im Hintergrund is des is halt mein **Sohn** ja also [holt Luft] is mittlerweile auch in der Gesellschaft **angekommen** sowas ja also ich hab jetzt bis jetzt **kein Kunden** gehabt der gesagt hätte **ne** ich leg jetzt auf ich kann nicht mit ihnen telefonieren [...] ähm **so** Geschichten also, [schluckt] dass man halt einfach damit äh-ähm damit **umgehen** kann oder einfach s-sagt **ok** [holt Luft] ich hab keine andere **Wahl**=es=is=halt so, ne ich bin halt eher der **Pragmatiker** und sag **ok**, **is** nun mal mein Kind was soll ich jetzt mit dem Kind **machn** ja und **nur** die Verantwortung auf die **Mutter abzuwälzen** is halt irgendwie auch nich so die **feine Art**«(Timothee, Z. 1585–1599).

Wenn es nicht anders geht, ist das »Kind halt da«, während er arbeitet. Timothee weist Kund:innen zu Beginn eines Telefonats darauf hin, dass sein Sohn im Hintergrund ist und konstatiert, dass dies mittlerweile in der Gesellschaft angekommen ist. Er bezeichnet sich selbst als »Pragmatiker«, der in einer solchen Situation »keine andere Wahl« hat. Die Verantwortung auf die Mutter allein abzuwälzen ist für Timothee »nich so die feine Art«. Hier wird deutlich, wie eine pragmatische Orientierung mit einer fürsorglichen Männlichkeit verschränkt sein kann, auch wenn diese

auf den ersten Blick eher handlungsbezogen und lösungsorientiert, als durch Werte motiviert, erscheint. Nachdem Timothee sich ebenfalls an Gleichberechtigung und Demokratisierung orientiert, kommt es für ihn nicht in Frage, seiner Frau allein die Betreuung für das Kind zu überantworten, die darüber hinaus ebenfalls erwerbstätig ist. Somit übernimmt er die Betreuung zuhause, auch wenn die Situation für seine Erwerbsarbeit nicht optimal ist.

Im Fall von Niam lässt sich das Streben nach Verantwortungsübernahme und der Rolle als Bezugsperson im Rahmen seiner pragmatischen Orientierung für die Kinder ebenfalls belegen. Niam spricht bspw. in einer Passage davon, dass er viel mit seinen Kindern macht und gerne mit ihnen spielt, was aber unter der Woche nur abends möglich ist (vgl. Z. 891ff.). Abends ist er von der Arbeit »durch« (Z. 894) und auch seine Frau und die Kinder sind »durch« (ebd.) vom Tag. Insofern sind die Akkus von allen in »Situationen wo [sie, JB] zusammenkommen« (Z. 895f.) meistens schon fast aufgebraucht. Die Wochenenden empfindet er als »schöner« (Z. 897), weil er »von früh bis spät« (Z. 898) mit seinen Kindern »Sachen machen« (Z. 898) kann. Hier kann zunächst der Eindruck entstehen, dass Niam vor allen Dingen als »Freizeitpapa« agiert. Dagegen spricht jedoch Niams Involvierung in Care-Arbeit, wie noch gezeigt wird. Darüber hinaus lässt sich in Niams Fall die Orientierung an den Bedürfnissen der Kinder beobachten, wie in folgender Passage deutlich wird, in der er darüber spricht, dass die Kinderplanung zwischen seiner Frau und ihm aus wirtschaftlichen Gründen abgeschlossen ist:

»[A]Iso zwei reichen ich mein man muss auch die **wirtschaftliche Seite sehn** wir sin ja von [Ort], die Wohnung die wir sehr **geliebt** haben **umgezogen** in quasi, n **kleineres Dorf** mit einem Zimmer **mehr** klar die Wohnung is, wunderschön is neu gebaut worden Zweitausendachtzehn oder Zweitausendneunzehn Zweitausend-neunzehn, **ja** is halt=dann=sin=mer aber nur *hingezogen* weil wir noch=n Kind bekommen *weil mir* oder **uns** des schon wichtig is dass jedes Kind sein **Zimmer** hat jetzt **grade** wenn=s auch **Junge** und **Mädchen** sind dann noch **mehr noch n Kind** würde heißen **nochmal umziehen**« (Niam, Z. 918–926).

Niam erzählt, dass die Familie aus einer Wohnung, die sie sehr liebte, in eine Wohnung mit einem zusätzlichen Zimmer in einem »kleinere[n] Dorf« zog – »aber nur«, weil sie ein weiteres Kind bekamen und es den Eltern wichtig ist, dass die Kinder eigene Zimmer haben – gerade, wenn es sich um einen Jungen und ein Mädchen handelt. Niam und seine Frau entscheiden sich offenbar bewusst und nach Abwägung einiger Faktoren für oder gegen Kinder. Der finanzielle Aspekt scheint dabei großen Einfluss zu nehmen. Maßgeblich ist, dass ein bestimmter Lebensstandard für die Kinder gewährleistet werden kann. In einem Fortsatz dieses Narrativs wird darüber hinaus Niams Konzept von Vaterschaft deutlich:

»[N]och=n Kind auch aus **finanzieller Sicht** also *wär* für mich **gar** keine Option weil ich kann, oder **ich will nicht** noch mehr arbeiten weil dann hab ich-**klar** ich könnt irgendwelche **Nebenjobs machen** um des zu finanzieren aber ich-mein ich **bin ja Vater** und ich will **Zeit** mit den Kindern **verbringen** [holt Luft] **und** bin aber auch noch der [Niam] und möchte auch noch Sachen machen die **mir Spaß machen** **und** möchte=ja=noch=nebenher=auch=äh=**Zeit** mit meiner **Frau** verbringen und ja und des würde mit drei Kindern momentan einfach nich **gehn** deswegen sin=mer da **abgeschlossen**« (Niam, Z. 937–945).

Ein weiteres Kind würde für Niam noch mehr Arbeit bedeuten, um die Familie finanziell versorgen zu können. Als Vater will Niam aber Zeit mit den Kindern verbringen, möchte darüber hinaus Zeit für sich selbst und mit seiner Frau haben, was mit drei Kindern nicht mehr möglich wäre. Niam sieht seine Verantwortung als Vater also einerseits in seiner Rolle als ›Brotverdiener‹, der der Familie einen bestimmten Lebensstandard garantieren muss. Andererseits strebt er danach, viel Zeit mit seinen Kindern zu verbringen, was wiederum als Hinweis auf sein Streben nach neuer Vaterschaft gelten kann.

Die Vertreter des Typus Pragmatiker orientieren sich daran, ihre Vaterschaft aktiv, verantwortungsbewusst und reflektierend zu gestalten. Der Pragmatismus dient dabei als Bindeglied, indem er eine Gleichzeitigkeit von scheinbar unvereinbaren Orientierungen – an hegemonialer Männlichkeit, an Caring Masculinities und an neuer Vaterschaft – ermöglicht.

Care

Auch was Care-Arbeit anbelangt, orientiert sich der Pragmatiker, mit unterschiedlichen Begründungslogiken, am Pragmatismus. Werte wie Gleichberechtigung sind wichtig für ihn, weswegen er innerhalb der Familie viel Verantwortung übernimmt und dabei stark auf die Bedürfnisse seiner Kinder eingeht, für die er eine Bezugsperson darstellt.

Im Fall von Wolfgang gehört es zu seinen Care-Aufgaben, seine Kinder täglich zum Kindergarten zu bringen (vgl. Z. 379), die Einkäufe zu besorgen (vgl. Z. 712) und »wenn irgendwas zum machen is dann mach ich des halt hier« (Z. 715f.). Insgesamt, so Wolfgang, teilen seine Frau und er sich »schon sehr viel auf« (Z. 717), auch wenn Wolfgang eine coronabedingte Re-Traditionalisierung der Verteilung von Sorgearbeit feststellt: Durch das viele Homeoffice lebt seine Frau »so wie die Fraun vor zwanzig Jahrn« (Z. 720f.). Damit rekurriert er auf das Bild der klassischen Hausfrau. Dies könnte darauf hindeuten, dass seine Frau (als Lehrerin) zwar während der Lockdowns weiterhin berufstätig war, die zuhause anfallende Betreuungs- und Sorgearbeit jedoch zusätzlich zu ihrer Erwerbsarbeit verrichtete. Dass die Corona-Pandemie Ungleichheiten in der Verteilung von Care-Arbeit zwischen Frauen und Männern (noch weiter) verschärft(e), ist inzwischen zahlreich nachgewiesen

worden (vgl. z.B. Kohlrausch und Zucco 2020, S. 4; Barker et al. 2021, S. 26ff.). Beim Blick auf die konkreten Haushaltstätigkeiten sticht Wolfgang's Orientierung an pragmatischen Gesichtspunkten ins Auge: Er verrichtet diejenige Arbeit, die ihm Spaß macht, wie bspw. das Kochen (vgl. Z. 699). Wäsche zu waschen macht er hingegen »gar net gern des macht sie dann« (Z. 709). Damit wählt er seine Aufgaben nach einem hedonistischen Prinzip. Dass Männer sich bei Hausarbeit die ›Rosinen herauspicken‹, stellten schon Zulehner und Volz (1998) in ihrer einschlägigen Studie zum Einstellungswandel von Männern heraus (vgl. ebd., S. 22). Wie bereits erwähnt, ist auch das (Lebens-)Alter für Wolfgang's Fall ein kennzeichnender Faktor. Nicht nur musste er ein gewisses Alter erreichen, um Vater werden zu können, gleichzeitig strengt ihn das Vatersein in Verbund mit der Verrichtung von Care-Arbeit aufgrund seines Alters besonders an. Wolfgang beschreibt den Alltag wie folgt:

»Manchmal ganz schön **anstrengend** also wie=gagt ich bin ja au nimmer der jüngste und, ehrlich=gagt=also **nächstes Mal** in meim nächsten Leben werd=i=dann=doch mit vierzig **Papa weil** also **generell**, also=es=is=immer **blöd**, über sich selber sowas zu sagn also ich **find**, dass wir **schon** ne ziemlich gute Familie sind, also wir ham n sehr gutes wie=soll=i=wir gehn gut miteinander **um** und, i kann immer=nur sagn je-wenn, wenn i irgendwo **hinkomm** die=sagn mensch, eure Kinder sind so nett, vielleicht is es **nur ne Floskl** aber i glaub des is **wirklich** so [...] der **Alltag** is **natürlich**, unterscheidet sich wahrscheinlich net **groß** von andern Eltern **auch** i-mein wir=stehn=in=der=Früh **auf** bis da mal **alles** also was mich echt **stressst** is in der **Früh**, bis da **mal** jetzt, im Sommer geht=s aber im **Winter**, müss=mer die ganzen **Jackn** anziehn und dann warn die **Schals** und **dis**, dann in **Anhänger** dann kommsch im **Kindergarten** an mit der **voller Montur**, da drin hat=s **dreissig Grad** da da bricht der **Schweiß aus** und i sag um **viertel nach neun**, bin i erst=immer=erstmal **so**, jetzt fahr i gemütlich mit=m Fahrrad ins **Büro**, und **diese zwanzig Minuten** sind meine **tägliche Meditation** irgendwie=so, ja da **fahr ich** und da muss i an nix **denken** und ich genieß das **voll**« (Wolfgang, Z. 653–672).

Aufgrund dessen, dass Wolfgang »nimmer der jüngste« ist, nimmt er den Alltag manchmal als sehr anstrengend wahr. Er findet zudem, dass seine Familie eine »ziemlich gute Familie« ist, was Wolfgang am guten Umgang miteinander festmacht. So bekommt er oft die Rückmeldung, dass seine Kinder »so nett« sind. Ihr Familienalltag unterscheidet sich aber nicht groß von dem anderer Eltern. In der Früh und besonders im Winter stresst es Wolfgang, dass es lange dauert, bis alle angezogen sind und es im Kindergarten dann so heiß ist. Nachdem er die Kinder in die Einrichtung gebracht hat, nutzt er die zwanzigminütige Fahrradfahrt zur »tägliche[n] Mediation«, in der er an nichts denken muss. Wie bereits erwähnt, zeigt sich einerseits die Verschränkung von Vaterschaft und Alter, die eine Vaterschaft

zwar für Wolfgang ermöglicht, jedoch aufgrund seines Alters auch mit physischen wie psychischen Belastungen für ihn einhergeht. Zusätzlich wird andererseits der Wettbewerbscharakter deutlich, wenn es um seine Vaterschaft bzw. um seine Familie geht. In beiden Feldern versucht er sich von anderen abzuheben, bzw. das ernste Spiel des Wettbewerbs um die ›beste Vaterschaft‹ oder die ›beste Familie‹ zu gewinnen. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass Wolfgang auch einen Teil der Mental Load trägt, wie sich aus dem Zusatz »da muss ich nix denken« interpretieren lässt. Wolfgang lernt bereits als Kind, Care-Arbeit für seinen jüngeren Bruder zu übernehmen. In Bezug auf das Kochen erzählt er, dass er schon »früh mit der Kocherei« (Z. 698) beginnt, weil sein Bruder und er »Schlüsselkinder« (ebd.) sind. Wolfgang wäre »die perfekte Hausfrau« (ebd.), da er – im Gegensatz zu seiner Frau – bereits während dem Kochen aufräumt, sodass es danach nicht aussieht »wie ne Bombe hier« (Z. 702).

Dies gleicht dem Narrativ Timothees, der ebenfalls durch die Bedingungen des Aufwachsens schon früh viel Verantwortung für seine jüngeren Geschwister übernehmen muss.³⁹ Timothee erzählt, dass er »vieles was [er, JB] jetzt von von [seinem, JB] Vatersein gelernt ha[t] sei=s jetzt irgendwie Windeln wechseln oder so viel auch schon einfach von [s]einer Mama oder von [s]einen Eltern von [s]einer Familie mitbekommen [hat, JB]« (Z. 1552ff.). Wie sich bereits in der oben beschriebenen Sequenz über das Windeln wechseln zeigt, ist es für Timothee aufgrund der Umstände seines Heranwachsens normal und selbstverständlich, Care-Arbeit zu verrichten. Das Übernehmen von Care-Arbeit scheint für ihn geradezu natürlich zu sein und erinnert damit an ein klassisches Narrativ weiblicher Sozialisation.

Ferner ist Timothees Handeln als Vater an den Bedürfnissen seines Kindes orientiert, wie sich in einer Passage über das Schlafverhalten seines Sohns zeigt:

»[Sohn] zum Beispiel is halt er **kann nicht alleine schlafen** ne also braucht immer jemand bei sich ne braucht man sich aber keine Tipps von anderen Eltern holen weil [holt Luft] die legen ihr Kind halt **ab** und des **schläft** ne *also* und ich=m=dann [ahmt die anderen Eltern nach] **ja** hättest ihn früher mal aus dem **eigenen** ausaus=m, in sein Kinderbett liegen müssen was glaubst du was wir **gemacht** habn ne er hat von **Anfang an** eigentlich wenn er geschlafen hat **schon** in seim **böhüten** Bett geschlafen aber **trotzdem war sobald** der irgendwie sich n bisschen **bewegen** konnte **robben konnte immer** is immer zu uns gekommen und hat immer die **Körperwärme gesucht** ja und das is **bis heute so** ja und da bringt jeder andere Tipp einfach **gar nichts** weil er is halt einfach **menschlich** so es=is in ihm **verankert**

39 Timothee kommt zu Beginn der 1990er Jahre mit seinen Eltern aus dem Kongo nach Deutschland. Beide Eltern arbeiten, in Deutschland angekommen, im Wechsel im Schichtsystem. Obwohl die Familie durch eine Nachbarin in der Gemeinschaftsunterkunft, in der sie untergebracht ist, Unterstützung in der Kinderbetreuung erfährt, muss Timothee schon als Kind viel Verantwortung für seine drei jüngeren Brüder übernehmen (vgl. Z. 147ff.).

er er braucht **das** und es is halt so ja man kann=s ihm allerhöchstens irgendwie mit **Gewalt ausreden** was halt auch nich **Sinn** und **Zweck** der Sache is oder man lernt halt damit **umzugehen** man weiß halt dann einfach **ok** mein Kind braucht halt **Körperwärme** und [holt Luft] **Nähe** zum Schlafen [holt Luft] man kann versuchen ihn **heranzuführen** dass er irgendwie [holt Luft] mal ne **Stunde** oder so oder **zwei alleine schläft** und man irgendwie=zu **beruhigen Sicherheit** zu geben zu sagen ja ich bin **da** ich-ich-ich **komm dann** und wenn du mich **rufst** bin ich auch **wirklich** da und man kommt dann auch oder **hab** auch so=n so=n so=n so=n eigentlich is es so=n so=n **Sitzpolster** von ihm was ich eigentlich zu nem zu ner **Mat-tratze** machen kann da setz ich mich halt immer **drauf** und und, **bin** halt so die erste halbe Stunde halt bei **ihm** mit in seim **Bett** aber, wirklich schlafen tut er dann=**nich** ne=is=er=halt=also er liegt da halt nur **da** und weiß halt ok irgendwann kommt er dann=wieder=zu mir mit ins **Bett** aber zumindest dass er das **Gefühl** bekommt er is trotzdem in **Sicherheit** in seinem Bett» (Timothee, Z. 2198–2230).

Timothees Sohn hat Schwierigkeiten, allein zu schlafen. Diesbezüglich lehnt Timothee Tipps von anderen Eltern ab, denn die gängigen Ratschläge sind ihm und seiner Frau bereits bekannt. Obwohl der Sohn von Beginn an im eigenen, »behüteten Bett« schläft, sucht er, sobald er »robben« kann, bis heute die Nähe der Eltern. Ihm dies mit »Gewalt« auszureden, ist keine Option für Timothee. Vielmehr müssen die Eltern einen Umgang damit lernen, der das Kind nicht überfordert. Der Sohn soll lernen, dass Timothee »wirklich« da ist oder kommt, wenn er nach seinem Vater ruft. Zudem soll er sich in seinem Bett sicher fühlen. Hier werden gleich mehrere zentrale Orientierungen des Falls sichtbar. Zunächst übernimmt Timothee, indem er seinen Sohn ins Bett bringt, eine Care-Aufgabe, die typischerweise zumeist Mütter übernehmen. Dies deutet in Timothees Fall auf die Überwindung der geschlechtsspezifischen Aufteilung von Sorgearbeit durch das sozialisatorische Erlernen der Verrichtung von Care-Arbeit hin. Dass sein Sohn nicht allein Schlafen kann, diskutiert Timothee scheinbar mit anderen Eltern, was ebenfalls auf seine hohe Involvierung in Erziehungsfragen hindeutet. Zudem agiert Timothee bedürfnisorientiert und nicht zuletzt pragmatisch: Das Kind kann nicht allein schlafen, wird aber nicht mit »Gewalt« dazu gezwungen. Vielmehr müssen die Eltern diese Tatsache akzeptieren und lernen, damit umzugehen.

Auch im Fall von Niam wird die hohe Eingebundenheit in Care-Arbeit sichtbar. Als sein Sohn auf die Welt kommt, muss Niam kurz darauf wegen einer Sportverletzung operiert werden (vgl. Z. 129f.). Zwei Wochen später wird sein Sohn wegen eines »Magenpfortnerkrampf[s]« (Z. 136) ebenfalls operiert. Weil das Kind durch den Muskelkrampf immer wieder erbrechen muss, beginnen die Eltern zu recherchieren und stoßen auf die Erkrankung, von der sie vermuten, dass ihr Kind davon betroffen ist. Obwohl die Hebamme die Vermutung der Eltern nicht teilt, besteht Niam darauf, dass seine Frau mit dem Kind zum Arzt geht, der den Verdacht bestätigt (vgl.

Z. 133ff.). Nicht nur in Bezug auf Care-Arbeit in Form von Sorge und des Einholens von Informationen bzw. des Organisierens von Ärzt:innenbesuchen, sondern auch in Bezug auf Erziehungsfragen ist Niam also stark involviert. Dies findet seinen Ursprung möglicherweise auch in Niams Berufstätigkeit und dem dementsprechenden Professionswissen: Er verfügt sowohl über eine Ausbildung zum Kinderpfleger und befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews im Anerkennungsjahr als Erzieher. Seinen familiären Alltag beschreibend kommt er auch auf seinen Erziehungsstil zu sprechen:

»[G]enau des sind eigentlich so die, **Tage** sind schon relativ **gleich** is schon oft **des-selbe** aber mei des is halt so wenn man **Kinder** hat also *pfunserer Erziehung nach* is halt einfach **wichtig** den Kindern *neäh struktu-rierten Tagesablauf* zu geben weil=s einfach, unserer **Erfahrung** nach besser **funktioniert** also manche machen des auch **nich** so unsre **Nachbarn**, zum Beispiel *äh (2) bringen* die Kinder immer unterschiedlich ins Bett einmal um **siebn** einmal um **acht** einmal um **neun** einmal um **sechs** und da hört man halt dann oft **Geschrei** und **Geplärr** oder die **über uns mpf** der darf halt **relativ viel Fernseh** schaun also des is jetzt bei uns auch **ehrer li-mittiert** und, der oben drüber da merkt ma halt, um **achte** wenn er vorm Fernseh, **weg** muss dann is halt **Geschrei** oben zum Beispiel aber des=des=sind=solche Sa-chen des macht jeder **anders** da sind wir **schon, relativ** also wir sind da auf-absolut auf *einer Wellenlänge* was **Süßigkeiten** angeht was **Medienkonsum** angeht und *so also* is schon, *äh sehr* sehr unter **Kontrolle** ja [holt Luft] genau also **erziehungs-technisch** sind=mer uns schon sehr sehr **ähnlich**« (Niam, Z. 1001–1014).

Niam und seiner Frau ist es wichtig, den Kindern einen strukturierten Tagesablauf zu geben, da dies »besser funktioniert« als bei den Nachbarn, bei denen die Kinder zu unterschiedlichen Zeiten ins Bett gebracht werden oder das Fernsehen nicht genug begrenzt wird. Die Eltern sind in »erziehungstechnisch[en]« Fragen, die den Konsum von Süßigkeiten und Medien betreffen, »auf einer Wellenlänge«. Bei ihnen wird beides stark reglementiert bzw. ist »unter Kontrolle«. Ähnlich wie bei Timothee wird auch bei Niam das hohe Engagement zur Auseinandersetzung mit Erziehungsfragen und den seine Frau und Kinder betreffenden Anliegen deutlich. Die Aufteilung der Haushaltsaufgaben folgt jedoch wie oben bereits angesprochen einer klassischen Rollenverteilung. Nachdem Niams Frau bspw. »drei Tage die Woche zu Hause is und, aus ner Familie kommt, wo Sauberkeit eine wahnsinnig hohe äh hohen Stellenwert hat is sie schon federführend [...] bei der Gestaltung der Wohnung« (Z. 1054ff.), während Niam dies »einfach nich interessiert« (Z. 1058). Weiter führt er aus:

»[U]nd also diese **Einrichtungsgeschichte** is halt [Frau] und dann aber auch die **Haushaltsführung** is schon auch [Frau] **Part** ich weiß nich wies **is wenn** sie mehr arbeiten **würde** weil seit sie seit wir Kinder **haben** arbeitet sie ja einfach **weniger**

oder äh die erste Zeit ja auch gar nicht und demnach, war des für sie auch selbstverständlich den Haushalt zu führen wenn ich halt vierzig Stundn in der Woche arbeite ich bin halt dann eher für so Sachen so wie des is kaputt des muss ma reparieren also es is schon eher klassisch würd ich sagen [...] ohne jetzt irgendwie konservativ zu sein oder so aber des is halt einfach des was sich was sich bewährt hat ich mein die [Frau] is, is Mutter und is einfach viel zu Hause und is gerne Mutter und macht aber auch gerne, die Sachen die sie macht und ähm ja aber, wie gsagt also die, körperlich anstrengenden Sachen oder die körperlich schweren Sachen die mach schon ich, also wenn sie jetzt=äh, vom vom vom Einkaufen äh kommt, also manchmal geh ich einkaufen des is aber eher selten meistens geht sie einkaufen und ich pass halt in der Zeit auf die Kinder auf spiel was mit denen=oder=so=also=Einkäufe, reintragen und sowas des mach schon, ich immer also und dadurch dass sie halt einfach, wie schon angesprochen aus ner Familie kommt wo Sauberkeit und Ordnung und so weiter schon ne große Rolle spielt kann ich halt auch in vielen Dingen s=ihr nicht recht machen weil, meine Eltern halt gar nich so sind, also sie sagt immer, da bei deinen Eltern da schaut=s aus aber ich m-m kenn=s halt, einfach nich anders und hab=s halt dann auch nich anders gelernt bekommen» (Niam, Z. 1069–1096).

Nachdem Niam in Vollzeit arbeitet und seine Frau viel zuhause ist, ist sie hauptverantwortlich für die »Haushaltsführung«. Niam ist demgegenüber zuständig für Reparaturen. Die klassische Rollenverteilung ist allerdings kein Ausdruck von Konservatismus, sondern hat sich eben »bewährt«. Seine Frau ist gerne Mutter und übernimmt ihre Aufgaben auch gerne. Körperlich »schwere Sachen« übernimmt Niam, indem er bspw. die Einkäufe ins Haus trägt. In vielen Dingen, die »Sauberkeit und Ordnung« betreffen, kann er es seiner Frau nicht recht machen, weil er es – im Vergleich zu ihr – von seinen Eltern »anders gelernt bekommen [hat, JB]«. Die Strategie des Pragmatismus tritt hier überdeutlich zum Vorschein. Der familiäre Tagesablauf folgt einer klaren Struktur und die Rollen sind klar verteilt, was von beiden Elternteilen befürwortet wird. Dies steht bspw. in starkem Kontrast zu Deniz, dem Idealisten, in dessen Familie diese Aufgaben permanent ausgehandelt werden. Weiterhin kann angenommen werden, dass das angedeutete Maternal Gatekeeping von Niams Frau ein Hinderungsgrund für seine geringe Beteiligung an Haushaltaufgaben darstellen könnte.

Insgesamt zeigt sich, dass die Orientierung an Pragmatismus auch in Bezug auf Care-Arbeit handlungsleitend für den Typus des Pragmatikers ist. Die Fälle vereint, dass sie viel Verantwortung innerhalb der Familie übernehmen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Gleichzeitig wird sichtbar, dass die Übernahme von Haushaltaufgaben und organisatorischen Fragen von Wolfgang und Niam einem hedonistischen Prinzip folgt bzw. sich an (erlernten) Fähigkeiten orientiert. Für Timothee ist es aufgrund der Umstände seines Aufwachsens ›normal‹, Care-Arbeit zu verrichten und wird deswegen selbstverständlich übernommen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Die Pragmatiker vertreten ein eher statisches Kulturverständnis und mäandern zwischen den unterschiedlichen Facetten ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Ihr Konflikterleben in Bezug auf diese Frage unterscheidet sich dabei deutlich voneinander.

Im Fall von Wolfgang ist seine ›griechische Herkunft‹ bzw. Zugehörigkeit ein wichtiger Bestandteil seiner Identität und emotional stark positiv besetzt. Im Interview zeigt sich dies z.B. an einer Stelle, an der er erzählt, dass es sein Vater ist, der die »griechische Tradition« (Z. 510) innerhalb der Familie aufrechterhält. Bis zum Alter von zwölf Jahren spricht Wolfgang zuhause nur Griechisch.⁴⁰ Wenn er aus dem Kindergarten oder der Schule nachhause kommt und auf Deutsch von seinem Tag erzählt, fordert der Vater ihn auf, »alles nochmal auf Griechisch [zu, JB] erzählen« (Z. 511f.). Somit ist der »griechische Flow« (Z. 512) in der Familie stets präsent, wofür er seinem Vater dankbar ist (vgl. Z. 506ff.). Die positive Beziehung zu seinen ›griechischen Wurzeln⁴¹ existiert nicht von Anbeginn seiner Kindheit, sondern entwickelt sich bei Wolfgang erst im weiteren Verlauf seines Lebens:

»[W]o ich noch ganz **klein** war wollt ich immer **Deutscher** sein i wollt kein Griechen sein weil ich wollt auch so wie die andern **Kinder** [holt Luft] aber dadurch dass i jetzt gar-gar keine so groÙn **Nachteile** ghapt hab und dis halt i muss au sagn bei den **Mädel**s hat des immer au ganz gut **klapp**t dis war dann scho eher n **Vorteil** wenn ma, **Südländer** war oder so ja und es **war**, ich bin ja damals **auch**, wo mein Vater eben bei **[Firma]** gearbeitet hat in **[Ort]** ham=mer da in **[Ort]** da gab=s so **Werkwohnungen**, und da warn **nur Türken Griechen Spanier Jugosla**-also nur **Ausländer**, und i fand des **total geil** des war **wirklich**, dis-diese-dieses **Zusammenleben** der **Kultur**=dis i-also, dis dis dis dis sch-schnallt ma ja als Kind gar net=aber des war für uns so **selbstverständlich**, dass es eim=wir ham dann auch so **Länderspiele** gmacht **Griechenland** gegen **Türkei** und so, [holt Luft] deswegen hab i au **nie** äh irgendwelche äh ah Ressentiments gegenüber andern Menschen ghapt ganz im **Gegenteil** ja also für uns war des **normal** dass wir zusammen **aufwachsen** und und Griechen und Türken **mögen** sich ja net aber ich hab selber türkische **Kumpels** also ich hab da überhaupt kei **Problem**, unsere ältere Tochter die

40 Mit dieser Zeitmarke rekurriert Wolfgang, wie oben bereits angesprochen, auf die für ihn einschneidende Trennung seiner Eltern, als er zwölf Jahre alt ist.

41 Mit Yildiz kann kritisch auf den sog. »Wurzeldiskurs« (Garnitschnig 2016, S. 3) verwiesen werden, der das große (wissenschaftliche und alltagstheoretische) Interesse von Angehörigen der Dominanzgesellschaft gegenüber den ›Wurzeln‹ migrantisierter Menschen beschreibt, das eng mit dem Diskurs über Integration verzahnt ist (vgl. ebd.). An dieser Stelle sei kurz darauf hingewiesen, dass die Thematisierung der Wurzeln (und des Migrationshintergrunds) von den Interviewten selbst vorgenommen wurde – was aber wahrscheinlich wiederum auf das Sampling der empirischen Untersuchung zurückgeführt werden kann. Dies wird in Kap. 3.3.2 reflektiert.

Tagesmutter war ne **Kenianerin wo, afrikanische und und und und deutsche** Kinder warn was i total **super** fand [holt Luft] weil die natürlich jetzt, auch dis äh, die net nur die **Kultur** kennenlernen sondern **auch** die **Essgewohnheiten** und dass es für die Kinder einfach **völlig normal is** dass die so aufwachsen **schwarze mit weiße Kinder** [...] und, **irgendwann** war ich immer im-i **wusste** immer **nie** bin ich jetzt eigentlich n **Deutscher**, bin ich n **Grieche** aber ich hab immer gwusst wenn Deutschland zum Beispiel gegen Griechenland **Fussball** spielt, dass i für **Griechenland** bin ganz **klar**, und i hab des au gmerkt dass an meim Auto eigentlich ne **griechische Fahne klebt**, dis is so also **ich bin schon** von meim, ich=bin=ja=erst=seit acht oder neun Jahrn die deutsche Staatsangehörigkeit, ich hab vorher nur die **griechische ghapt**, und irgendwann **gings dann** dass man **beide** hat, dann hab i gsagt ok ja dann nehm ich se aber wenn ich jetzt die **griechische** hätt **ablegen** müssn dann hätt ich gsagt **nö** ich behalt die **griechische** i weiß es au net es is-des is halt so seine **Roots** kann ma einfach net **leugnen** die hat **ma**, und des mein Blut is **hundertprozentig griechisch**, mein **Kopf** is ol-inzwischen schon oft **deutsch**, und inzwischen, find i=s, na net inzwischen schon **sehr lange** find i=s **geil**, dass ich eigentlich sowas erleben, **darf** zwei **Kulturn** dis is dis **geile** find=i=ja=langweilig=wenn=einer=deutsch=is und **nie** was **anders** also **ich** weiß wie=s in Griechenland funktioniert, ich weiß wie=s hier-und da kann ma des **super**, m-**mischen** wenn mich heut einer **fragt**, was ich **bin** sag i ich bin **Deutsch-Grieche** dis find i is immer die perfekte Kombination» (Wolfgang, Z. 882–921).

Als Wolfgang ein Kind ist, will er »immer Deutscher« und »kein Grieche« sein, weil er so sein möchte wie die anderen Kinder. Dadurch, dass er durch das »Griechisch-Sein« aber keine großen Nachteile hat und als »Südländer« auch bei den »Mädels« gut ankommt, empfindet er dies eher als Vorteil. Durch die Arbeitsstelle seines Vaters lebt die Familie in einem Haus mit Werkwohnungen, in denen nur »Türken Griechen Spanier Jugosla-also nur Ausländer« leben, was Wolfgang »total geil« findet. Das »Zusammenleben der Kulturn« ist für ihn daher »selbstverständlich« und aufgrund dieser Erfahrung hat er keine »Ressentiments gegenüber andern Menschen«. Obwohl sich »Griechen« und »Türken« nicht mögen, hat er selbst damit kein Problem und hat sogar einige »türkische Kumpels«. Auch dass seine ältere Tochter bei einer kenianischen Tagesmutter war, findet er »super«, weil sie dort nicht nur die »Kultur« und die »Essgewohnheiten« kennenlernen, sondern auch die Erfahrung macht, dass es »völlig normal« ist, dass »schwarze mit weiße[n] Kinder[n]« aufwachsen. Wolfgang weiß »immer nie bin ich jetzt eigentlich n Deutscher, bin ich n Grieche«, nur bei Fußballspielen positioniert er sich klar für Griechenland. Als es vor einigen Jahren möglich wird, zwei Staatsbürgerschaften zu besitzen, beantragt Wolfgang auch die deutsche. Er hätte die griechische aber nicht abgelegt, denn »seine Roots kann ma einfach net leugnen die hat ma«. Sein Blut ist »hundertprozentig griechisch«, sein Kopf hingegen »inzwischen schon oft deutsch«. Schon »sehr lange« findet Wolfgang es »geil«, zwei Kulturen zu haben. Da er weiß, wie die Dinge

sowohl in Griechenland als auch in Deutschland funktionieren, kann er beides »mischen«. Wenn er heute nach seiner Identität gefragt wird, sagt er »Deutsch-Griech«, denn das empfindet er als die »perfekte Kombination«. Interessanterweise lässt sich Wolfgang's Umgang mit der Frage seiner Zugehörigkeit in ihrer Veränderung im Lebensverlauf erfassen. Während er als Kind so sein möchte wie die anderen Kinder, ist er sich in seiner Jugend nicht sicher, ›was er ist‹ und entwickelt als Erwachsener die Perspektive, es ›geil‹ zu finden, zwei Kulturen in sich zu vereinen. Dass Wolfgang im Verlauf seines Lebens keine großen Nachteile durch seinen Migrationshintergrund erfährt, ermöglicht ihm wahrscheinlich den rein positiven Bezug zu seiner ›griechischen Herkunft‹. Dies wird besonders durch die Metapher des Körpers gezeigt, dessen Blut, ›griechisch‹ und dessen Kopf, ›deutsch‹ ist. Dabei kann das Blut für die Emotion und der Kopf für die Ratio stehen. Sich in beiden Kulturen beheimatet zu fühlen ist für Wolfgang ein positives Distinktionsmerkmal, denn er findet es ›langweilig=wenn=einer=deutsch=is und nie was anders‹. Zugleich wird in dieser Passage das statische Kulturverständnis des Pragmatikers sichtbar. Er stellt unter anderem ›Deutsche‹, ›Griech:innen‹, ›Türk:innen‹ und ›Kanianer:innen‹ einander gegenüber und bedient sich damit »homogenisierende[r] und generalisierende[r] kulturelle[r] Schubladen« (Gaitanides 2017, S. 30).

Auch Timothee kann sich wie Wolfgang positiv auf ›seine Wurzeln‹ beziehen. Seine Orientierung im Umgang mit den ihn prägenden kulturellen Einflüssen ist die des Best of Both Worlds⁴². Timothee beschreibt dies folgendermaßen:

»[W]eiß=ich=nich ob ich heute über bestimmte Dinge so nachdenken würde wie ich das **heute** tu weil i=einfach, weil ich des gar nich **wissen könnte** ne also weil einfach diese kulturellen **Unterschiede** einfach ich gar nich gesehen hätte **klar** auf der einen Seite is=es=n **Vorteil** ne, ich hab des Beste aus **beiden Welten** irgendwie **mitgenommen** wenn man sagt ok, das aus der Kultur find ich gar nich mal so **schlecht** des m-m behalt ich für mich **bei** weil=s mir **gefällt** vielleicht auch nich un-unbedingt **weil=s** mir gefällt sondern weil ich=s nich anders **kenne**, [holt Luft] und das andere weil ich=s irgendwie kennengelernt hab und sag ok ich nehm das da **mit** weil wenn ich jetzt meine Mama zum Beispiel seh oder meine Mama und mein Papa **vergleiche** [holt Luft] dann is meine Mama **so super typisch deutsch ja** also [lacht] also **wirklich** auch also so was sie **kocht** dass sie irgendwie dann zum **Bummeln** geht oder, dann auch wenn die sich über die- mit den Nachbarn *irgendwie unterhält* so diese typischen **Gartenzaugespräche** oder so dann merkt man schon dass sie da **sehr sehr intergriert** is und einfach wirklich dieses typische deutsche mit übernommen hat und dieses, ja oder dieses **Schimpfen** oder was auch **immer** und mein **Papa** is da sehr sehr introvertiert auch weniger-

42 Damit wird landläufig bezeichnet, gleichzeitig die Vorteile zweier sehr unterschiedlicher Dinge zu genießen.

so man i könnt mir jetzt mein Papa jetzt nich vorstellen mit nem **Nachbarn** drüber zu **reden** irgendwie so ja dass irgendwie der Nachbar da drüben immer so viel **Lärm** macht und dann nach zehn Uhr noch **saugt** und so **ne** so so Geschichten was man halt dann so, typisch **deutsch** halt einfach sagt **des geht halt nich** ne oder am Sonntagmorgen oder so-so Geschichten und da is halt meine Mama **schon typisch deutsch** geworden irgendwann und mein Papa halt **weniger**« (Timothee, Z. 360–381).

Timothees heutige Perspektiven sind von der Erfahrung »kulturelle[r] Unterschiede« geprägt. Einerseits gereicht ihm dies zum Vorteil, denn er nimmt das »Beste aus beiden Welten« mit, indem er Dinge aus beiden Kulturen für sich beibehält. Wenn er seine Eltern miteinander vergleicht, sieht er seine Mutter als »super typisch deutsch«. Dies zeigt sich darin, was sie kocht, dass sie »Bummeln geht« oder durch »typische Gartenzaungespräche« mit den Nachbarn, in denen sie darüber schimpft, dass der Nachbar so viel »Lärm« macht und »nach zehn Uhr noch saugt«. Daran merkt »man«, dass sie »sehr sehr integriert ist«. Sein Vater hingegen ist »sehr sehr introvertiert« und im Vergleich zur Mutter, die »schon typisch deutsch geworden [ist, JB]«, ist der Vater es »halt weniger«. Timothee, der einer von zwei Vätern im Sample mit eigener Migrationserfahrung ist, beobachtet, wie diese Erfahrung ihn und seine Eltern prägt. Die Orientierung des Best of Both Worlds bringt für ihn einerseits Vorteile, andererseits muss er damit umgehen, dass er zwei scheinbar unvereinbar nebeneinanderstehenden Welten angehört. Feststellen lässt sich ein statisches, stereotypisch aufgeladenes Verständnis von Kultur, wie sich an Timothees Beschreibung des »typischen Deutschseins« zeigt. Ähnlich verhält es sich, wenn er über die »afrikanische Kultur« (z.B. Z. 910, 931, 1984) spricht. Am Beispiel seiner Eltern beschreibt er den Prozess der Akkulturation⁴³, also den Prozess der Übernahme von Elementen einer bis dato fremden Kultur (vgl. Häußling et al. 2016, S. 1). Zudem zeichnet er anhand dessen ein Bild einer »gelungenen« sowie einer »weniger gelungenen« (Sozial-)Integration⁴⁴, wobei er möglicherweise individuelle Charaktereigenschaften wie die anklingende Introversion seines Vaters und die Extraversion seiner Mutter kulturell erklärt.

Wie auch im Fall von Wolfgang rekurriert Timothee hier ebenfalls auf den Begriff der Wurzel, die die feste Verankerung mit einer bestimmten Herkunft andeutet. Timothee beschreibt im Folgenden Veränderungen und Anpassungsprozesse, die er an seiner Familie und sich beobachten konnte und kann:

43 Vgl. zu Akkulturationsstrategien: Berry 2019, S. 16ff.

44 Mit Esser (2016) kann unter Sozialintegration als fundamentale Voraussetzung für Systemintegration, also für das Funktionieren und den Zusammenhalt einer Gesellschaft, die Inklusion von Menschen in einen gesellschaftlichen Zusammenhang verstanden werden (vgl. ebd., S. 9).

»[...]ch hab **Veränderungen** an **mir selbst** gemerkt an=meinen **Eltern** an meinen **Geschwistern**, generell, man geht dann mit der **Zeit** und und vieles ändert sich meine Eltern sind irgendwann auch, **ja angepasster** geworden einfach ne ähm an an die ganze **Situation** und ich hab ja auch gemerkt wie wie wie **ich mich** ja auch verändert hab ne irgendwann, als ich dann ja angefangen hab zu studieren grad weil ich dann auch mit **Sprachen** zu tun hatte haben mich viele Dinge auch dann einfach **interessiert warum** sagt man gewisse Dinge **so** oder, wieso drückt man sich dann **da so aus** wo kommt diese Wort also grad so **Etymologie** hat mich ja immer **sehr sehr interessiert**, und und **dann** halt parallel dann auch einfach angefangen, auch mir auch Gedanken zu machen ja wie-wo sind meine **Wurzeln** und warum bin ich heute so wie ich **bin** ne und (2) **ja** ob das vielleicht damit zu tun hat dass man sich denkt naja, in dem **Umfeld** in dem ich groß geworden bin war da war ich akzeptiert wenn **ich mich angepasst** hab und wenn ich mich nich angepasst hab war ich=da=hab ich mich halt vielleicht **verstoßen** gefühlt oder vielleicht als **Außenseiter** gefühlt oder so ja dass ich mich vielleicht nich unbedingt angepasst hab weil, ich das **wollte** sondern weil ich vielleicht **musste** oder so ja, ich kenn-trotz-der-dennnoch viele auch die in meim=Alter sind die **auch** ähnlich alt warn als sie nach Deutschland gekommen sind oder teilweise hier **geboren** sind [holt Luft] **die, ja** um=s mal vorsichtig auszudrücken noch **mehr** von der **afrikanischen Kultur** in sich haben und auch in den **Alltag** mit hineinleben oder so als jetzt **ich** zum Beispiel ja was jetzt vielleicht=nich=was=jetzt=nich=unbedingt=**verkehrt** is, aber ich glaub so=n **Mittelweg** is vielleicht richtig dass man halt irgendwie einfach sagt naja ich will mich nich erst **dann** als Teil der Gesellschaft zugehörig fühlen wenn ich irgendwie genauso bin wie mein **Nachbar** der halt **Matthias** oder **Phillip** heißt sondern ich will mich halt auch **dazugehörig** fühlen weil er mich so akzeptiert wie ich **bin**« (Timothee, Z. 890–916).

Timothee beobachtet an sich selbst, an seinen Eltern und Geschwistern, wie alle »angepasster« werden. Timothee interessiert sich zudem für bzw. beschäftigt sich während seines Studiums mit Sprachen und Etymologie, was ihn einerseits dazu bringt, sich zu fragen: »[W]o sind meine Wurzeln und warum bin ich heute so wie ich bin«. Wenn er sich nicht anpasst, fühlt er sich »verstoßen« oder als »Außenseiter«. Er reflektiert, dass er sich aber nicht angepasst hat weil er das »wollte« sondern weil er »vielleicht musste«. Timothee kennt andererseits viele, die in einem ähnlichen Alter nach Deutschland gekommen oder sogar hier geboren sind, die »um=s mal vorsichtig auszudrücken noch mehr von der afrikanischen Kultur in sich haben und auch in den Alltag mit hineinleben« als er selbst. Timothee bewertet dies als »nich unbedingt verkehrt«, aber hält einen »Mittelweg« für »vielleicht richtig«, der impliziert, dass man sich der Gesellschaft nicht erst dann zugehörig fühlen darf, wenn man genauso ist wie der »Nachbar der halt Matthias oder Phillip heißt«, sondern wenn »er mich so akzeptiert wie ich bin«. Wie sich hier bereits andeutet, löst Timothee die Bewältigung seines Anpassungskonflikts pragmatisch – durch den Umgang mit Sprache

und daraus abgeleiteten Reflexionsprozessen sowie über die Anpassung des Verhaltens, das wiederum auf die Kultur zurückgeführt wird (z.B. in den Tag hineinleben).⁴⁵ Dies resultiert vor allem aus seiner Erfahrung, ausgestoßen zu werden, wenn er sich den Assimilationsanforderungen der Dominanzgesellschaft verwehrt. Der aus der Biologie entlehnte Begriff der Assimilation bedeutet ›gleich oder ähnlich werden‹ und fasst mit Blick auf Menschen mit familiärer Migrationserfahrung psychische Anpassungsprozesse sowie die Aufgabe der Herkunftskultur und Sprache (vgl. Allemann-Ghonoda 2011, S. 445f.).⁴⁶ Timothee steht dem offenbar zwiespältig gegenüber: Während er es einerseits ablehnt, »in den Alltag mit hinein[zu]leben«, was er als Teil »afrikanischer Kultur« begreift, lehnt er es andererseits gleichzeitig ab, sich vollständig anzupassen und zu einem »Matthias oder Phillip«⁴⁷ zu werden. Er plädiert vielmehr für einen Mittelweg, der die Akzeptanz von Individuen durch die Dominanzgesellschaft zum Ziel hat.

Wie auch bei den anderen Pragmatikern spielt die Frage nach Zugehörigkeit und das Bedürfnis, so zu sein wie die ›Anderen‹, eine große Rolle für Niam. Im Vergleich zu Wolfgang und Timothee, die ihre ›griechische‹ bzw. ›kongolesische Herkunft‹ mehr oder weniger als Ressource wahrnehmen, lehnt Niam ›seine Wurzeln‹ jedoch ab. Niam erzählt an einer Stelle des Interviews von einem Konflikt mit seiner Mutter, die nicht akzeptieren will, dass er sich seine Körperbehaarung professionell entfernen lässt. Sie sagt zu Niam »du bist halt ein halber Perser des is halt einfach so« (Z. 794f.), während Niam dies ablehnt: »[I]ch will=s halt einfach nich, ich=will halt einfach, kein halber Perser sein sondern ich will halt einfach, so sein wie alle anderen« (ebd.). In der Eingangspassage berichtet Niam zudem von einem Schlüsselereignis, im Zuge dessen er mit seinem Migrationshintergrund in »Berührung gekommen [ist, JB]« (Z. 191): Im Jahr 2006, in dem die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland stattfindet, sieht Niam auf einmal überall Deutschlandfahnen, was er

45 Timothee wendet ein breites Spektrum von Anpassungsstrategien an, worauf in Kap. 4.3 genauer eingegangen wird.

46 Eine assimilationistische Position sieht im Konzept der ›ethnischen Vielfalt‹ eine Untergrubung der Basis des gesellschaftlichen Zusammenhalts der Aufnahmegergesellschaft und führt kontinuierliche und starke gesellschaftliche Konflikte u.a. auf Wertep pluralität zurück. Gelungene Integration erfordert in diesem Verständnis die schnelle Anpassung von Migrant:innen an die Aufnahmegergesellschaft, die vor allem im Spracherwerb und der Anerkennung der »gewachsenen Kultur, Institutionen und Werte« (Esser 2016, S. 11) besteht (vgl. ebd.; vgl. kritisch zum (Neo-)Assimilationsdiskurs: Mecheril 2006, S. 127ff.).

47 Auch Deniz verwendet ›typisch deutsche‹ Namen wie ›Tobik‹, ›Matthias‹ und ›Christian‹ (vgl. Kap. 4.1.1), die nicht nur die ›deutsche Herkunft‹, sondern auch die Assoziation einer ›Mittel schicht-Zugehörigkeit‹ hervorrufen. Vermuten lässt sich hier der Hinweis auf die (mehrfach) Implikation von Integrationsbestrebungen, die nicht nur die Akkulturation und Assimilation, sondern auch den ›sozialen Aufstieg‹ anstreben.

»befremdlich« (Z. 219) findet und nimmt überdies die Entwicklung eines »Wir-Gefühl[s]« (Z. 217) bei »den Deutschen« (Z. 216) wahr. Auch dass die »Leute« (Z. 224) sich die Deutschlandfahne »ins Gesicht« (ebd.) malen und die »Nationalhymne singen [...] gab=s vorher nicht« (Z. 224f.). Niam erzählt von einer »patriotischen Welle«, die er zu dieser Zeit wahrgenommen hat:

»[A]Iso ha-hab ich des zumindest **gemerkt** also klar ich-w-war ja **auch** immer für Deutschland also ich **bin** ja Deutscher wenn man mich heut **fragt** und sagt du woher kommst du dann, m-sag ich aus=Deutschland also klar=ich kann n bisschen, Persisch äh=sprechen aber=äh ich **versteh mehr** als dass ich sprechen kann und wenn ich **sprech** dann hört sich des an wie wenn, ne **Kuh Spanisch** spricht so ungefähr also m-m bis auf des, bis auf des *optische* is da, is da nich viel **hatte** aber **schon** immer des **Wir-Gefühl** auch für **Deutschland** und hab *aber schon* irgendwie also=im Freundeskreis **nich aber** außen rum hat man des schon dann **gemerkt** also *da äh=wurde* des dann angefangen irgendwie zu trennen also so hab **ich** des **mitbekommen** also dass da einfach so=ne so=ne **patriotische Welle** durch=Land angefangen hat zu **schießen** und ich **glaube** des, ich weiß nich ob man das als **Deutscher** auch so **empfunden** hat oder als **ganz Deutscher des weiß ich nich** also=pf=wenn ich jetzt mit Kumpels **rede** die sehn des **nich** so also aber also für **mich** war des war des schon war des schon ganz **klar** und *ähm* (3) ja, ich hab jetzt da aber nie n **Problem gehabt** also ich war ja da auch **dabei** dann auf **Deutschland Spiele** mit mit Deutschland **Trikot** und sowas hab dann auch, die Nationalhymne **mitgesungen** halt und solche Sachen also ich hab dann da schon **dazugehört** aber es war halt irgendwie war so a **Gschmäckle** halt dabei« (Niam, Z. 226–244).

In dieser Situation merkt Niam, dass etwas anders ist als vorher. »Klar« war auch er »immer für Deutschland«, denn er ist »ja Deutscher«. »Klar« kann er zwar ein bisschen »Persisch« sprechen, dennoch klingt es, wie wenn eine »Kuh Spanisch spricht«. Er konstatiert: »bis auf des optische is da, is da nich viel«. Auch wenn er das »Wir-Gefühl auch für Deutschland« hat, bemerkt er eine »patriotische Welle«, die durch das Land »schießt« und eine beginnende Trennung. Darüber, ob man dies als auch als »ganz Deutscher« so empfunden hat, ist sich Niam nicht sicher. Seine Kumpels sehen dies nicht so, aber für Niam ist es »ganz klar«. Er hat damit aber »nie n Problem gehabt«. Obwohl er »schon dazugehört«, hatte die Situation »a Gschmäckle«. Die bildhafte Sprache (die sprechende Kuh, »patriotische Welle«, »schießen«, »a Gschmäckle«⁴⁸), die Niam in dieser Sequenz wählt, gibt Aufschluss über seine Wahrnehmung dieses plötzlichen Umschwungs, der fast bedrohlich wirkt und die

48 Im Schwäbischen steht dieser Ausdruck, der sich von Geschmack ableitet, für einen »Beigeschmack« von Getränken und Speisen sowie für »Sonderbarkeit, spezifische, andern auffallende und widerwärtige oder lächerliche Art des Individuums oder Standes« (Fischer und Taigel 2012, S. 198).

›normale‹ oder bisherige Ordnung für Niam ins Wanken bringt. Dieser hat ebenfalls einen faden Beigeschmack für ihn. Seine geringen ›Persischkenntnisse‹ und sein ›sichtbarer Migrationshintergrund‹, d.h. sein aus Sicht der Dominanzgesellschaft phänotypisch ›anderes‹ Aussehen, sind für Niam das einzige, das ihn mit seiner ›persischen Herkunft‹ verbindet. Niam identifiziert sich zwar als ›Deutscher‹, zeigt aber durch die Bezeichnung ›ganz Deutsch‹ an, dass er entweder annimmt, sich aufgrund seines Migrationshintergrunds nicht so bezeichnen zu dürfen, oder dass ihm diese Selbstdefinition von außen abgesprochen wurde und wird.⁴⁹ Wie Timothee berichtet auch Niam von Anpassungsstrategien, die er anwendet. In der folgenden Passage erzählt Niam von seinen Beweggründen, seinen beiden Kindern sowohl deutsche Vor- als auch Nachnamen zu geben.

»[A]Iso **weil** die ham, **deutsche Vornamen** nen deutschen **Nachnamen** und da hast du=s halt einfach **einfacher** in unsrer **Gesellschaft** und warum auch **immer** is vollkommen **wurscht Fakt** is halt einfach dass man halt so nicht **vorbelastet** is also ich, gut ich bin in [Stadt] aufgewachsen des is halt was **anderes** als [Ort] oder [holt Luft] **[Ort]** oder **[Ort]** oder so selbst [Ort], als **Stadt** is halt **doch** ziemlich **deutsch** oder ziemlich **russisch** und ziemlich **deutsch** und **da** in dieser **Ecke** tutst du dir halt **einfach einfacher** mit nem deutschen Namen **des is halt einfach so** und **deswegen** äh mitunter gut ich bin jetzt auch nicht, n=äh **stolzer Ausländer** oder **sowas** also mir is des, **egal** des is für mich einfach nur n **Name** war jetzt auch nich **wichtig** meinen Namen **weiterzugeben** oder lauter **so** äh, ja so **Quatsch** und ja demnach is des **relativ schnell** die Entscheidung eben **gefalln aber halt** tatsächlich war der **Grund**=äh=schon dass die Kinder es **einfacher** haben also der war jetzt nich w-nur **weil** die **[Frau]** gesagt hat, ja sie **will** des halt einfach so sie **will** ihren Namen **behalten** weil sie ihren Name gerne **mag** is=jä=auch=**völlig in Ordnung** wir sind in nem **Zeitalter** da **muss** find ich nich mehr die **Frau**=äh den **Namen** vom **Mann** annehmen also des w-war **früher** mal so **gesellschaftlich** aber jetzt find ich is=es **völlig in Ordnung** wenn man des **nich** macht und ich, kanns ver-also der Name **war ja auch kompliziert** und **schwierig auszusprechen** ja (2) und **des** is halt aber auch was des ähm (4) da hab ich auch mit **meiner Familie** schon n bissl äh zu **kämpfen** gehabt« (Niam, Z. 400–420).

Mit deutschen Vor- und Nachnamen hat man es »einfacher« – »warum auch immer«, de facto ist man aber »nicht [so, JB] vorbelastet«. Da Niam weder ein »stolzer Ausländer«, noch darauf bedacht ist, seinen Namen »weiterzugeben« und auch Niams Frau ihren Namen behalten will, fällt die Entscheidung, ihren Nachnamen anzunehmen, schnell. Zudem ist sein ursprünglicher Nachname »kompliziert und

49 Dies erinnert stark an Onurs Erfahrungen und verdeutlicht nochmals, dass die Essentialisierung von Gruppen von Menschen, z.B. indem homogenisierend davon gesprochen wird, wie ›die Türken‹ sind oder was diese tun, als Reaktion auf Fremdethnisierung gedeutet werden kann (vgl. dazu Kap. 4.1.2).

schwierig auszusprechen«. Mit seiner Familie hat Niam jedoch »schon bissl äh zu kämpfen gehabt«. In diesem kurzen Abschnitt zeigt sich deutlich der Pragmatismus Niams, der sein Handeln leitet. Er stellt nicht in Frage, warum man es mit einem deutschen Namen leichter hat – es ist einfach so – weswegen es eine Lösung dafür braucht. Während er selbst nicht mit seinem Namen identifiziert ist, scheint seine Familie dies als (weitere) Abkehr von seiner ›persischen Herkunft‹ aufzufassen, was zum Konflikt führt.

Die Pragmatiker eint ein statisches Kulturverständnis, indem Kulturen als homogene Einheiten konstruiert werden. Ihre jeweilige natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit hat einen unterschiedlichen Stellenwert für sie und löst unterschiedlich schwere Konflikte aus: Während seine ›griechische Herkunft‹ für Wolfgang ein wichtiges Identifikationsmerkmal darstellt und er diese in der Kombination mit seinem ›Deutsch-Sein‹ als positives Distinktionsmerkmal zu anderen versteht, bedient sich Timothee, nach einer langen Geschichte der Anpassung an die Dominanzgesellschaft, der Strategie des Best of Both Worlds. Niam hingegen fühlt sich mit seiner ›persischen Herkunft‹ kaum verbunden. Es fühlt und sieht sich als Deutscher.

4.2.3 Typ III: Traditionalist

Männlichkeit

In Bezug auf Männlichkeit orientiert sich der Traditionalist an traditionell-konservativen Konstruktionselementen von Männlichkeit und weist eine überaus hohe Identifikation mit seiner Erwerbsarbeit auf. Seine industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion ist in erster Linie an Beruf und Karriere ausgerichtet. Damit strebt er nach hegemonialer Männlichkeit bzw. nach dem Idealbild der Transnational Business Masculinity. Er versteht sich als Ernährer und Versorger der Familie und lebt mit seiner Frau eine klassisch-konservative Rollenverteilung, in der er kaum Sorgearbeit verrichtet.

Onur ist ein Vertreter des Traditionalisten. Als er von seiner Berufslaufbahn erzählt, berichtet er nicht ohne Stolz, dass er bereits seit 27 Jahren im selben Betrieb angestellt ist, worüber er »zufrieden« und »dankbar« ist (vgl. Z. 85). Später spricht er über die heutigen Lehrlinge, die nicht mehr so wie die Lehrlinge von früher sind, da sie sich ständig beschweren, dass es »staubig« (Z. 498) und »kalt« (Z. 499) ist und sie keinen Einsatz zeigen (vgl. Z. 496ff.):

»>[]a, find ich **schade**, da kommt ja auch nix **nach**, leider, kein Nachwuchs stirbt alles irgendwie ab, Handwerk, [schnieft] kann ma=s noch so, Werbung machn über Handwerk, aber, kei Chance (2) leider, und=dene dene darf sch au nix **sagn** dene Lehrlinge und, die komm glei mitm Vorschriftnbuch und schaun was, ich darf keine Minute länger arbeitn des **darf ich nich des darf ich net des darf i net des**

machn also, i=hab=gsagt du ich, war am Ende knapp, ja=des=war im zwotn Lehrjahr wo i die **Baustelln** alleine durchzogn hab, also die schwierigen **Heizkörper** hab=i=gsagt, war ich damals **blöd**, des war halt au einfach **nur für mich** hab ich=s halt gmacht also dass i=des, dass i einfach äh, einfach des Ganze erlerne einfach, mich einfach weiter entwickle, und des war auch ein-äh eins muss i sagn also i hab ja au mei, Beruf, wirklich, dis=is=einfach für mich, **gmacht**, muss ma **liebn** obwohl des wirklich auf der Baustelle war also, i hab mich nie beschwert dass=s kalt war oder staubig war dass, [holt Luft] dass i mi fix und foxi war, jeden Tag, äh des hat mi nie **intressiert** und jetzt ich sag=s immer noch also wenn i nochmal auf die Welt kommen würde i mach den gleichn Beruf nochmal also ich **liebe** einfach [lacht] also=des is für mich **ge-gemacht**« (Onur, Z. 504–518).

Onur bedauert die aktuelle Entwicklung, die dazu führt, dass das Handwerk ›abstirbt‹. Die Lehrlinge von heute orientieren sich in erster Linie an dem Vorschriftenbuch und weigern sich, Aufgaben zu übernehmen, weil sie diese offiziell nicht übernehmen dürfen. Als Onur selbst Lehrling war, zieht er bereits im zweiten Lehrjahr »die Baustelln alleine durch«, weil er »des Ganze erlerne[n, JB]« will, um sich weiterzuentwickeln. Onur konstatiert, dass der Beruf »einfach für [ihn, JB] gmacht« ist und er diesen liebt. Er hat sich – im Vergleich zu den heutigen Lehrlingen – nie beschwert. Das hat ihn nie »interessiert«. Er betont, dass er den gleichen Beruf ergreifen würde, würde er noch einmal »auf die Welt kommen«. Anschaulich zeigt dieses Narrativ, dass Onur sich mit den heutigen Lehrlingen im Rahmen eines ernsten Spiels des Wettbewerbs misst, welches er klar gewinnt. Er ist sich für nichts zu schade, arbeitet körperlich hart und hält sich auch nicht an Vorschriften, um sich beruflich zu beweisen und voranzukommen. Seine Liebe gilt seinem Beruf, der »für ihn gemacht« ist.

Auf Nachfrage der Interviewerin, wie sich das Paar Aufgaben in Haushalt und Erziehung aufteilt, ringt Onur hingegen nach Worten (vgl. Z. 829ff.). Seine Ehefrau, die während des Interviews anwesend ist, schaltet sich daraufhin ein: »Er is nur am Arbeiten« (Z. 832). Daraufhin beginnt Onur zu erzählen, dass er am Wochenende Ausflüge mit seiner Familie unternimmt und ab und zu kocht. Als Begründungslogik für sein geringes Engagement wird die ›kulturelle Herkunft‹ herangezogen. Onurs Frau bestätigt »[j]a dis, dis gibt=s bei uns, ja, dis, dis gibts bei uns Türk[n] nicht, gibt=s einfach nicht is einfach so, fertig« (Z. 841f.).

Auch Jorgos ist dem Typ des Traditionalisten zuzuordnen. Wie auch Onur ist Jorgos überaus identifiziert mit seinem Beruf. Schon seine Eltern sind Gastronomen und Jorgos »des einzige Kind, von der Familie, der Spaß an die Gastro gefunden hat« (Z. 137f.). Im späteren Verlauf der Erzählung spricht er detailliert über seinen Tagesablauf:

»[A]Iso ich, bin=wirklich=n=leidenschaftlicher=Esser=ich=ess=ja=für=drei=Menschen manchmal **ja, ja ja, ja ja**, sieht man mir nicht an aber trotzdem is es wirklich sehr sehr intressant für **mich**, und [schnalzt] egal wo=mer hingehen sitz=mer **stundenlang** und **essen** und **tun** und, **redn** und, trinkn ne Flasche **Wein** und des macht dann immer, **Spaß**, sag i jetzt mal, so ein bisschen runterzukommen weil wir doch ein extremen Tag habn also, also ich arbeit auch **wahnsinnig** viel ich arbeite, **siebn Tage** und, die Woche, **jedn Tag und** acht neun **Uhr**, is für mich **kein Problem**, da sitz ich im, m=**meistens** sitz ich schon im Auto um acht Uhr ich bin **jedn Tag** sitz ich scho im Auto und, bin **irgendwo**, entweder, zum **Großhandel** oder wie auch immer hab immer was zu tun« (Jorgos, Z. 400–409).

Jorgos kokettiert mit seiner Freude am Essen und beschreibt, dass er nicht nur als Gastronom, sondern auch als Privatperson das Essen, Reden und Weintrinken sehr schätzt. In der Arbeit hat er einen »extremen« Tag. Insgesamt arbeitet er »wahn-sinnig« viel und das an sieben Tagen die Woche. Früh aufzustehen, um schon um acht Uhr um Auto zu sitzen, ist für ihn »kein Problem«. Er hat »immer was zu tun«. Jorgos nimmt durch die fast schon überspannte Erzählung und die Nutzung von Superlativen eine ›Vermännlichung‹ des Narratifs über seine Erwerbsarbeit vor. Er zeigt sich hier als ›Macher‹, dem nichts zu viel ist und dessen Arbeit auch in seinem Privatleben eine große Rolle spielt. Nachdem diese Arbeitsbelastung einen Dauerzustand darstellt, führt dies auch dazu, dass seine Frau und Kinder quasi in einer Parallelwelt leben:

»[D]adurch hab ich **nie, teilgenommen** an der Familie, also als ich nachhause gekommen bin, bin i ins Bett gegangen=und=dann sind meine Kinder **aufgewacht** und=als=i=in die Arbeit gegang bin sin=sie=ins=Bett **gegang**=also es war, so dass tatsächlich meine Frau, dadurch die Kinder **fast alleine großgezogen** hat in den **erstn Jahrn**, bei der Klein hab i bissle was **mitbekomm** bei der Großen war=s **ganz ganz schwierig**« (Jorgos, Z. 368–372).

Jorgos ist sich zwar bewusst, dass er an Sorgearbeiten für und in seine(r) Familie nicht beteiligt war oder ist, bewertet dies jedoch nicht als problematisch, sondern als ›normal‹ bzw. ›natürlich‹. Dies lässt wiederum seine konservativen Geschlechterrollenvorstellungen erkennen, die dem Mann als Vater die Aufgabe des Familienernähmers zuweisen (›die gänzn andern Väter musstn auch immer hart arbeiten [...] ein Familienlebn leidet immer drunter, glaub des is normal, brauch mir kein großen Vorwurf machen‹ (Z. 913ff.)). Der Traditionalist vertritt also konservativ-traditionelle Werte, die seine Männlichkeitskonstruktion prägen. Der Konservatismus wird jedoch nicht, wie beim Pragmatiker abgelehnt, sondern wird sogar angestrebt. Beide dem Typus zugeordneten Fälle weisen jedoch eine unterschiedliche Begründungslogik auf: Während Onur sein Verhalten auf seine natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zurückführt, beruft sich Jorgos auf die naturalistisch-normierende Ar-

gumentation, die Frauen die Rolle der Hausfrau und Mutter und Männern die Rolle des Brotverdienerns zuschreibt.

Vaterschaft

Für die Traditionalisten ist die Vaterrolle in erster Linie geprägt durch die Verantwortung als Familiennährer. Dennoch möchten sie für ihre Kinder Bezugspersonen und Ansprechpartner bei Problemen sein. Die Familie hat einen hohen und identitätsstiftenden Stellenwert für diesen Typus.

In der Eingangsspassage nimmt Onur eine Bewertung seiner Erziehung, bzw. seines Aufwachsens vor. Er resümiert, »daheim« (Z. 143) eine »gute Erziehung« (ebd.) genossen zu haben. Zudem hatten seine Eltern »immer Zeit« (Z. 143f.) für ihn, was ihm vor allem im Vergleich mit Freund:innen auffällt, bei denen die Eltern arbeiten mussten und die Kinder »einfach vernachlässigt« (Z. 145f.) wurden. Sein Vater, so Onur, »war immer für uns dabei also« (Z. 146). Ein Modell, indem beide Eltern Vollzeit erwerbstätig sind, lehnt Onur ab. Obwohl er selbst in Vollzeit arbeitet, orientiert er sich in Bezug auf seine Vaterschaft an seinem eigenen Vater, der – trotz Erwerbstätigkeit – immer für ihn und seine Geschwister da war. Onur orientiert sich in Bezug auf seine Vaterschaft stark an seinem eigenen Vater, der eine wichtige Bezugsperson für Onur darstellt. Auch er möchte dementsprechend eine Bezugsperson und ein Ansprechpartner für seine eigenen Kinder sein. Damit wird zusätzlich seine Orientierung an seit Generationen Tradiertem und Altbewährtem greifbar. Mit einer weiteren, kurzen Passage aus dem Interview mit Onur lässt sich dies unterstreichen:

»Ja des=war=ja=auch in, also in **der, Nachbarschaft** also wo i aufgewachsen bin, war es ja so, die Eltern warn **kaum** für die Kinder **da** und wenn die Ki-Kinder wirklich so was angestellt habn, **dann**, hat=s gheißen **wieso weshalb warum**-ja, wenn du net **da** bisch wenn du net **aufpasst** also wennn, kei **Bezugsperson da is** also i weiß net d-die ham ja **niemanden ghabt**, die Eltern warn arbeiten und=die durftn **alles** und dann hat=ma **Scheiße gebaut** und dann, im **Endeffekt** äh warn=eigentlich die=s- äh die **Eltern selber schuld**« (Onur, Z. 1086–1091).

Onur beobachtet in der »Nachbarschaft«, in der er aufwächst, dass die Eltern »kaum für die Kinder da« sind. Wenn die Kinder etwas anstellen, können sich die Eltern das nicht erklären. Onurs Erklärung hingegen ist simpel: Wenn Kinder alles dürfen und niemand da ist und aufpasst, wird »Scheiße gebaut«. Im »Endeffekt« sie die »Eltern selber schuld«. Onurs Blick auf Vater- und Elternschaft beinhaltet, dass Kinder Bezugspersonen brauchen, die für sie da sind, aber gleichzeitig auch Grenzen setzen, indem sie Regeln und Verbote aussprechen. Onurs Kinder haben eine hohe Bedeutung und Wichtigkeit für ihn, wie man anhand des folgenden Auszugs sehen kann. Auf die Frage nach Wünschen für die Zukunft (der Kinder) führt Onur wie folgt aus:

»[W]enn die irgendwelche **Wünsche** habn dass ma, **wirklich** des Ganze erfülln können also, wie ich schon erwähnt=also, egal was is, mei wenn die irgendwie unterstützen Unterstützung brauchn auch in der Schule des **sowieso** jetzt grad aber, für **später** des is wirklich mei Ziel dass i **wirklich** [atmet ein] nichts **aussetzen** kann wenn die irgendwelche Wünsche habn also=wirklich dass, **des** wünsch ich mir und äh=ihre **Gesundheit vor=allm**, und dass uns äh **wirklich**, [holt Luft] **finanziell** sag ich mal nicht ähm dass ma in **Not** geratn dis sowas m-mit sowas kann ich gar nicht lebn, wirklich, und=wünschn dass ma wirklich alle, [holt Luft] die Ausbildung abschließen wirklich dann, einfach äh **selber** sich, äh zurechtfinden im Leben« (Onur, Z. 986–994).

Onur möchte alle Wünsche seiner Kinder erfüllen und sie unterstützen, sei es in der Schule aber auch »später«. Zudem wünscht er sich »Gesundheit« für sie und dass die Familie »finanziell« nicht »in Not« gerät, da er damit »nicht lebn« kann. »Alle« sollen darüber hinaus »die Ausbildung abschließen« und sich im Leben zurechtfinden. Markant zeigt sich Onurs Verantwortung als Familiennährer, die von einer gewissen Existenzangst begleitet ist. Sein oberstes Ziel für die Zukunft besteht darin, seinen Kindern alle Wünsche erfüllen und sie stets unterstützen zu können. Dass die Kinder ihm sehr nahestehen und er sich stark mit ihnen bzw. mit ihrem Werdegang identifiziert, zeigt sich auch an der Formulierung, dass »ma wirklich alle« die Ausbildung abschließen.

Wie für Onur spielt der eigene Vater auch für Jorgos eine große Rolle in Bezug auf seine Vaterschaft. Die starke Orientierung an ihren Vätern hinsichtlich ihres eigenen Erziehungshandelns ist konsistent mit psychologischen Forschungsergebnissen zur intergenerationalen Transmission von Erziehung (vgl. Chen et al. 2008, S. 2575f.; Belsky et al. 2009, S. 1202f.). Darüber hinaus kann dies wiederum als Orientierung von Onur und Jorgos an traditionell-konservativer Männlichkeit interpretiert werden. Sie sehen ihre Väter als Repräsentanten eben dieser und orientieren ihr Erziehungshandeln dementsprechend an dem ihrer Väter. Über seinen bereits verstorbenen Vater sagt Jorgos:

»[A]ber **jetzt** kann ich sagn, mein Vater war einfach, ein **besonderer Mensch** der hat, tatsächlich diesn **Weitblick** gehabt, und des gleiche gi- versuch ich **auch** weiterzugeben weißt, ich versuche alles was ich **gratis bekommen** habe und **erfahren** habe und und **gelernt** habe versuch ich gratis weiterzugeben, versuch denen, zu **sagen**, **Mensch** um die Ecke is vielleicht, ne **Mauer**, renn jetzt nicht so schnell, wart mal gut **Geduld** wer hat schon **Geduld** heutzutage ge des is ein, **schwieriges Thema** aber ich würde gerne, dieses, was ich alles so bekommen habe gerne weitergeben sonst geht des **verlorn**« (Jorgos, Z. 858–865).

Nicht nur ist sein Vater ein »besonderer Mensch« gewesen, sondern hat darüber hinaus »diesen Weitblick«, den auch Jorgos versucht, an seine Kinder weiterzugeben.

Alles, was er »gratis bekommen« hat, möchte Jorgos »gratis« weitergeben, damit es nicht verloren geht. Wie auch bei Onur zeigt sich die traditionell-konservative Orientierung, die Überliefertes und Altbewährtes wertschätzt und tradieren will. Zudem wird hier ersichtlich, dass auch Jorgos für seine Kinder Bezugsperson und Ansprechpartner sein möchte, so wie sein Vater es stets für ihn und die anderen Familienmitglieder war. Mit der Metapher der Mauer, die ein Hindernis darstellt, zeigt er deutlich an, dass er – aufgrund des Weitblicks und seiner (Lebens-)Erfahrung – um Rat gefragt und in Entscheidungen involviert werden möchte. In der Eingangspassage beschreibt Jorgos wiederum seinen Vater als jemanden, den man immer um Rat fragte, der ein »Macher« (Z. 190) und eine »Autoritätsperson« (Z. 193) für die ganze Familie darstellte. Obwohl Jorgos nicht das älteste Kind ist, wird auch er von seiner Mutter und dem großen Bruder konsultiert (vgl. Z. 186ff.). In einer weiteren Passage konkretisiert sich, was genau es ist, das Jorgos weitergeben möchte:

»[M]an darf es nich verlieren ein bisschen, Wurzeln sind da, [atmet schwer ein und aus] schwieriges Thema des kann ich fast nicht erwarten weiß ich war nie so richtig da um ihr was zu erzählen weisch ich war immer in der Arbeit=wie=ich=dir=vorhin=schon gesagt habe, die is eigentlich mit der [Frau], w-wobei die [Frau] auch nicht deutsch ist die hat ukrainische Wurzeln auch (2) aber trotzdem sind sie mehr Deutsch als Griechen, schwierig ich würde gerne, gut des Interesse wecken is falsch, des is mit Sicherheit da aber, die Dazugehörigkeit noch ein bisschen, besser sehen wolln, ihre Geschicht- [stößt auf] Griechenland hat vor dreitausend Jahre vor Christus Geschichte geschriebn, eigentlich bis heute, ob=s jetzt, politische, medizinische, Fachausdrücke, wie auch immer egal wo überall unter jedem Stein ist eine Geschichte da natürlich, ham wir auch schlechte und negative Berichte die letzten Jahre aber des darf man nicht äh kaputt gehen lassen von eine, von eine ähm korrupte Regierung die unwirtschaftlich war und des Land kaputt gemacht hat des darf ma nicht ähm sag=i=jetzt=mal, a-alles zerstörn was die, vorher aufgebaut ham (2) die ham den Weg, vorbereitet und auf dem, laufn viele, da solln se hin, nich vergessen, das is mir wichtig, dass die, in Griechenland lebn hab i mir schon längst abgeschminkt, da bin ich mir sicher dass es nicht äh kommt« (Jorgos, Z. 826–842).

Die vorhandenen griechischen Wurzeln seiner Kinder dürfen nicht verloren werden. Dies ist ein »schwieriges Thema« für Jorgos, aber er kann »des« fast nicht erwarten, weil er aufgrund der vielen Erwerbsarbeit »nie so richtig da [war, JB]«, um seiner Tochter (bzw. den Töchtern) etwas »zu erzählen«. Obwohl auch die Mutter »ukrainische Wurzeln« hat, sind die Töchter »mehr Deutsch als Griechen«. Jorgos würde gerne die griechische »Dazugehörigkeit [...] besser sehen wollen«. Griechenland schreibt bereits 3000 Jahre vor Christi Geschichte und tut es auch heute noch. So führt er Fachausdrücke verschiedener Disziplinen an, die auf das Griechische zurückgehen. So sollen auch seine Kinder dies nicht vergessen. Dass seine Töch-

ter einmal in Griechenland leben, hat er sich hingegen »längst abgeschminkt«. Die Betonung der Tradition bezieht sich hier vor allem auf die Weitergabe kultureller Kapitalien, konkret geht es um die griechische Sprache (vgl. Z. 915ff.) und die »griechische Kultur«. Um die Zerstörung des Kulturguts abzuwenden, sieht Jorgos seine Aufgabe als Vater, wie oben bereits gezeigt, in der Weitergabe dessen.

Der Traditionalist vertritt also ebenfalls in Bezug auf seine Vaterschaft konservativ-traditionelle Werte. Beide dem Typus zugeordneten Fälle möchten Bezugsperson und Ansprechpartner für ihre Kinder sein. Für Onur ist die Verantwortung als Familiennährer besonders wichtig, Jorgos sieht sich zur Weitergabe seines »kulturellen Erbes« verpflichtet. Beide Fälle eint die starke Orientierung am eigenen Vater.

Care

Der Traditionalist übernimmt, abgesehen von seiner Funktion als Bezugsperson und Ansprechpartner, kaum Care-Arbeit innerhalb der Familie. Organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben sind quasi ausschließlich den Frauen vorbehalten.

Bezeichnenderweise zeigt sich dies unter anderem daran, dass Care-Arbeit im Interview mit Onur lediglich an zwei Stellen thematisiert wird.⁵⁰ Auf die Nachfrage der Interviewerin zur Aufteilung von Haushalts- und Erziehungsaufgaben ringt Onur mit den Worten, während seine im Interview ebenfalls anwesende Frau diese kurzerhand beantwortet: »Er is nur am Arbeiten« (Z. 832). Daraufhin elaboriert Onur, dass er »immer Zeit« (Z. 833) für seine Kinder hat, wenn er eben zuhause ist. Er spielt abends mit seinem Sohn und unternimmt am Wochenende »kleine Ausflüge« (Z. 835) mit seiner Familie. Den Löwenanteil der Care-Arbeit »macht=s [s]ei-ne Frau eigentlich=immer« (Z. 836f.). Diese führt aus, dass sie für das Kochen verantwortlich ist, wobei Onur einwirft, auch »ab und zu« (Z. 839) zu kochen. Onurs Frau erklärt die Aufgabenverteilung mit ihrer natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit: Einen anderen Entwurf der Aufgabenverteilung »gibt's bei uns Türken nicht, gibt's=einfach nicht« (Z. 842). Sie führt fort, dass selbst wenn türkische Frauen erwerbstätig sind, diese trotzdem in der Verantwortung für das Kochen, Putzen und Wäschewaschen stehen (vgl. Z. 829ff.). Durch Onurs regelrechte Sprachlosigkeit in dieser Sequenz kann davon ausgegangen werden, dass die Frage der Interviewerin Scham- und Schuldgefühle bei Onur auslöst, da ihm die ungerechte Verteilung möglicherweise durchaus bewusst ist. Zusätzlich ist es ihm durch die Anwesenheit seiner Frau im Interview verwehrt, sozial erwünscht zu antworten. Onur tritt in dieser Passage eher als ›Freizeitpapa‹ auf, der vor allem am Wochenende Zeit mit seiner Familie verbringt. In Bezug auf Erziehungsaufgaben zeigt sich ein anderes

⁵⁰ Beide Stellen wurden bereits ausführlich in der Fallbeschreibung präsentiert und interpretiert, weswegen an dieser Stelle nur eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse erfolgt (vgl. dazu Kap. 4.1.2).

Bild. Hier tritt das Paar als ›Team‹ auf, das Probleme gemeinsam bespricht und bewältigt. Sichtbar wird dies an einer Stelle, in der es um die Pubertät der ältesten Tochter geht. Onur erzählt, dass diese eine gewisse Zeit lang »kaum ansprechbar« (Z. 861) war, was ihn störte. Sie war »nie da [...] so richtig« (Z. 866) und hat ihn »nicht gesucht« (Z. 867). Die Tochter nimmt ihre Eltern als »zurückgebliebn« (Z. 872) wahr und hat das Gefühl »gar nix« (ebd.) zu dürfen, was wiederum ein Hinweis auf den Konservatismus der Eltern sein kann (vgl. Z. 855ff.). Die Eltern beschließen daraufhin, die Tochter in Ruhe zu lassen. Dass Onur keine Bezugsperson und keinen Ansprechpartner mehr für seine Tochter darstellt, irritiert oder verletzt ihn möglicherweise sogar. Die traditionell-konservative Perspektive der Eltern entfaltet sich, wenn es darum geht, dass die Kinder aus der Sicht der Eltern Freiheiten haben, indem sie altersgemäße Dinge wie »in die Stadt« (Z. 889) gehen oder »bei Freunden übernachtin« (Z. 890) dürfen. Eine Paarbeziehung wird hingegen nicht erlaubt, da nicht »alles« erlaubt werden dürfe, was wiederum auf die ›türkische Herkunft‹ zurückgeführt wird (vgl. Z. 891ff.).

Wie bei Onur steht auch bei Jorgos die Erwerbsarbeit klar im Fokus. Dies spiegelt sich auch darin wider, dass Care-Arbeit im Interview generell fast nicht thematisiert wird. Auf die Frage nach dem Ablauf des Alltags beschreibt Jorgos diesen wie folgt:

»Wie gesagt wir sind **alle** wir agiern alle den **ganzn Tag** also die **Große** is, durch ihrn **Sport**, durch ihrn durch i-die **Uni**, durch, durch dis-[Sportart] sind sie alle, alle beide die Kleine spielt auch [Sportart] die, sind wirklich sehr **a-aktiv** die verreisen auch sehr viel die wären jetzt auch in [europäisches Land] jetzt wär=jetzt=nächstes Wochenende äh ein **Tunier** aber durch diesen Coronavirus is-dis=jetzt=abgesagt=wordn=ich=bin=eigentlich=**froh** dass die nicht so **nah**, an [**europäisches Land**] **immer** weißt is=n schwieriges **Thema** (2), die Große wie gesagt is an der **Uni**, die, von der kriegen=ma=jetzt=net=viel die **steht auf geht, kommt**, die Kleine is halt noch, in der **Schule**, ich und meine Frau, sind auch ziemlich viel **aktiv** also wir ham auch, n sehr langen Tag zusammen wir, also des ganze hier **funktioniert nur**, weil wir **beide uns die Arbeit aufgeteilt habn** also **das** würde **nicht klappen nicht in diesem Format**, wenn einer von uns nich mehr kann würd ich **aufhörn** also, wenn ich **wirklich** meine Frau nich hab oder **sie mich nicht dann is das nich zu schaffen** dann **müsst ich sofort aufhörn** und, wir sind, den ganzen Tag eigentlich, ziemlich viel zusamm, die müsst jetzt auch gleich kommen, der Betrieb hat uns doch ein bisschen im **Griff** ja, zuhause ess=mer=immer **mittags gerne**, also wir treffen uns **dort** wenigstens seh=mer=uns **da**, ja abends **weniger**, dann is der eine Mal der andere weg, aber mittags so viel es geht wär schön immer wenn wir, **also ich bin der einzige der der nie Mittags, immer da is**, [Frau] kocht immer zuhause und das is das Mindeste was dann die Kinder und und so, äh am Tisch zusammen bringt und die, **meistens** essen wir dann auch immer gleichzeitig zusamm, des is des einzige wo mer alle vier beinander sind sonst ist der Alltag auch immer ganz

ganz voll jeder geht dann sein **Weg** nich so einfach (2) aber ich weiß nich mal ob=s woandersch anders is also« (Jorgos, Z. 892–913).

Jorgos schildert, dass alle Familienmitglieder den ganzen Tag »agiern«. Der Alltag der älteren Tochter ist durch eine Sportart bestimmt, der sie nachgeht. Auch der Alltag der jüngeren Tochter ist von der gleichen Sportart und ihrem Schulbesuch geprägt. Weil beide regelmäßig an Turnieren teilnehmen, verreisen sie oft. Jorgos und seine Frau sind »ziemlich viel aktiv« und haben »einen sehr langen Tag zusammen«. Sie betreiben gemeinsam ein Restaurant, das nur »funktioniert«, weil sie sich »die Arbeit aufgeteilt haben«. Ansonsten wäre die Arbeit »nich zu schaffen«. Mittags kocht seine Frau zuhause und nach Möglichkeit treffen sich alle Familienmitglieder zuhause, um gemeinsam zu Essen. Jorgos kann jedoch nicht immer dabei sein. Das gemeinsame Mittagessen ist der einzige Fixpunkt, zu dem sich die Familie regelmäßig sieht, ansonsten »geht dann [jeder, JB] ein Weg«. Jorgos ist nicht sicher, ob das bei anderen Familien anders ist. Ein klassischer Alltag scheint für Jorgos neben der alles dominierenden Erwerbsarbeit keinerlei Sorgearbeit zu beinhalten. Die Aufteilung der Aufgaben zwischen seiner Frau und ihm – ohne die das Restaurant nicht zu führen wäre – scheint nur für den Betrieb zu gelten. Wie auch im Fall von Onur ist die Frau neben ihrer Erwerbstätigkeit in der alleinigen Zuständigkeit für Care-Arbeit. Auch dass Jorgos keinen Einblick darin hat, wie andere Familien (zusammen-)leben, deutet darauf hin, dass Themen wie diese für ihn keine Relevanz haben, bzw. dass er nicht mit anderen darüber spricht. Dies steht bspw. in starkem Kontrast zu Timothee, der sich mit anderen Eltern über Sorgearbeit und Erziehungsfragen austauscht. Wie bereits gezeigt, wird die klassische Rollenverteilung von Jorgos biologisch argumentiert. Über seine Kinder sprechend konstatiert er: »[I]ch glaube meine Kinder liebn mich schon, da bin ich eigentlich sicher, natürlich steht die Mama an erster Stelle, wie überall und es=is=auch=ok=so, vollkommen in Ordnung, aber ich glaube schon wir haben eine, eine intakte Familie« (Z. 865ff.). Auch wenn er eine gute Beziehung zu seinen Kindern hat, steht die Mutter bei ihnen an erster Stelle. Dass Mütter eine engere Beziehung zu den Kindern haben, wird von Jorgos auf die vermeintliche ›normale Natürlichkeit des Mutterseins‹ zurückgeführt. Zugleich offenbart sich eine weitere wichtige Orientierung Jorgos', die in der »intakte[n] Familie« besteht. An zahlreichen Stellen im Interview betont er die Wichtigkeit von Blutsverwandtschaft, von familiärem Zusammenhalt und der Überordnung des Kollektivs über dem Individuum.⁵¹ Exemplarisch verdeutlicht sich dies an folgendem Zitat:

51 Eine Erklärung hierzu könnte sein, dass Jorgos kurz nach seiner Geburt zu den Großeltern nach Griechenland ›zurückgeschickt‹ wurde, da sich die Eltern aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit nicht um Jorgos kümmern konnten. Erst mit ca. fünf Jahren kann er zu seinen Eltern nach Deutschland zurückkehren (vgl. Z. 73ff.).

»[...]a eigentlich, spiegelt sich des Gleiche wieder was ich bei **meinen Eltern**, gesehen habe, spiegelt sich des **wider**, also, ich glaube tatsächlich, dass die Gastronomie au bissle **undankbar** is für eine **Familie** (2), es is sag=i=jetzt=mal, Wochenende musst du **arbeiten** andere sind **zuhause** i mein **wie lang is es her** dass i jetzt um viertel nach acht n-n **Film** auf der **Couch** gesehen habe, **sowas kenn ich gar nich** weißt, des sind so **kleine Dinge** die, die eigentlich da **fehn** und eigentlich die Familie da so zusammen halten **trotzdem**, [schnalzt] sind=mer **sehr verbunden**, **auf keinen Fall zerrissen**« (Jorgos, Z. 972–978).

Das Gleiche, was Jorgos bei seinen Eltern sieht, wiederholt sich bei ihm. Die Gastronomie ist aufgrund der Arbeit am Wochenende »undankbar« für eine Familie. Jorgos kann sich bspw. nicht erinnern, wann er das letzte Mal zur Primetime einen Film gesehen hat. Dies sind zwar nur die kleinen Dinge, die eine Familie aber »zusammen halten« und die dann doch fehlen. Trotzdem, so Jorgos, ist seine Familie »sehr verbunden, auf keinen Fall zerrissen«. Wie er selbst es mit seinen Eltern erlebt hat, hindert die Erwerbsarbeit Jorgos daran, sich um seine Kinder zu kümmern und Zeit mit ihnen zu verbringen. Während andere als Familie abends einen Film zusammen schauen können, fällt sogar dies in seinem Fall weg. Trotzdem – und das ist für Jorgos fundamental – ist seine Familie sehr eng miteinander verbunden.

Beide Traditionalisten übernehmen abgesehen von ihrer Funktion als Bezugsperson und Ansprechpartner (sehr) wenig Care-Arbeit innerhalb der Familie. Sie leben eine klassische Rollenverteilung, weswegen organisatorische und haushaltsbezogene Aufgaben (nahezu ausschließlich) von ihren Frauen verrichtet werden. Während Onur dies mit seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit begründet, orientiert sich Jorgos' Begründung an naturalistischen, biologistisch Argumentationssträngen.

Natio-Ethno-Kulturelle Zugehörigkeit

Kennzeichnend für den Traditionalisten ist sein statisches Kulturverständnis und seine hohe Identifikation mit der familiären Migrationserfahrung bzw. dem ihm zugeschriebenen Migrationshintergrund. Er unterscheidet sich allerdings in Bezug auf sein Konfliktlerben.

Im Fall von Onur lässt sich auf sein statisches Kulturverständnis verweisen. Dies zeigt sich insbesondere beim Sprechen über »die Türkei« sowie »die Türken« und lässt sich anhand einer Passage darstellen, in der es darum geht, dass Onur im Laufe seines Lebens immer wieder von Angehörigen der Dominanzgesellschaft dazu aufgefordert wird, in die Türkei zurückzukehren.⁵² Diese führen dazu, dass Onur sich tatsächlich einige Male überlegt, »Deutschland [zu, JB] verlassen« (Z. 312f.). Im Rahmen der Erzählung beginnt er, sich zu rechtfertigen, wieso er sich dagegen entschie-

52 Die ausführliche Interpretation dieser Passage kann in Kap. 4.1.2 nachgelesen werden.

den hat. Er argumentiert, dass es ihm und seiner Familie in Deutschland »blenden« (Z. 314) geht und die Türkei ein fremdes Land für die Familie darstellt (vgl. ebd.). Zusätzlich ist es für Onur und seine Familie aufgrund ihres »schlechten Türkisch« kaum möglich, sich dort zu verständigen. Auch die Einstellungen der Bevölkerung in der Türkei divergieren von denjenigen, die Onurs Familie teilt (vgl. Z. 319ff.). Einerseits identifiziert er sich stark mit »den Türken«, wie man bspw. in Bezug auf sein Konzept von Vaterschaft, Erziehung und der Verrichtung von Care-Arbeit erkennen kann, andererseits identifiziert er sich aber eben auch mit »den Deutschen« (»ich fühl mich wirklich deutsch« (Z. 13)). Neben Onurs Rechtfertigungsdruck, in Deutschland leben zu wollen, spiegelt sich hier auch die Idee wider, sich »für eine Seite« entscheiden zu müssen, die für ihn zu einer unlösbar Dilemmatisierung wird. Dieses Dilemma scheint eine konjunktive Erfahrung zu sein, wie sich in nachfolgendem Auszug aus dem Interview zeigt. Vorher spricht Onur darüber, dass er in seiner Schulzeit kaum »deutsche« Freunde hat, da er in einer »Parallelgesellschaft« (Z. 561) lebt. Dies ist unter anderem dem geschuldet, dass er in seiner Schulzeit vor allem von »Ausländer[n]« (Z. 563) umgeben und in seiner Zeit auf der Realschule in einer »Ausländerklasse« war, was er »doof« (Z. 566) findet:

»F: Is ja **immernoch** so dass sie alle Ausländer in eine Klasse stecken is ja immer noch so, //O: mh, ja// seh ich ja in der Schule, (2) **leider** weil, wir ham genug Freunde die mit Deutschen verheiratet sind //O: jaja// also, **brutal** viele //O: ja sehr viele// weil an dem scheitert=s eigentlich nicht find ich

O: Nein (2) also ich weiß nich *dis*, //F: leider// **immer** einfach nur des Gefühl zu bekommen, ihr gehört=s nich dazu dis is irgendwann, also ich **beschwer** mich nicht **ok** wie gesagt ich bin immer mit so=m m, sowas **aufgewachsen** aber, ich denk=ma also solche Leute gibt=s halt, überall ge

F: Ich glaub des Problem is wir sind **nirgendswo** daheim nich **dort** und auch nich **hier** [lacht] //O: ja// wir sind irgendwie irgendwo simma **mittendrin** (2) kei=Ahnung wenn du jetzt, gut Deutsch sprichst, **kein** Kopftuch **trägst** offen bist, dann wirst du natürlich anders **angesehn**, klar

O: Also viele Fragen was i [holt Luft]

F: L Sobald du Kopftuch hast //O: ja// und net so gut Deutsch kannst (na) hast verschissn

O: Also wir sind ja auch nich *so* streng religiös also wirklich nicht, keine Ahnung, weiß nich was im Koran steht **keine Ahnung ich**, meine Frau, auch, nicht **keine Ahnung** und dann kommen wirklich manchmal solche Fragn hey, da schtesch du da hey **keine Ahnung** was=was=soll=i **obwohl** diejenigen **viele**, wirklich die wissen, äh **wissen** scho die Antwort, und=wolln=s von mir noch hörn ich weiß es nicht **keine Ahnung** i weiß es i weiß es nicht i hab=s nie glernt aber mei äh-äh Vater hat=s mir nie beigebracht so also=wo-woher=soll=i=s=lernen i-i interessiert hab ich mich hab i au nie n-no-**nie** so richtig also viele Sachn da, wiss=mer=selber=nicht, also keine Ahnung« (Onur, Z. 575–598).

Onurs Frau beobachtet in den Schulen, die ihre Töchter besuchen, dass »alle Ausländer« nach wie vor zusammen in eine Klasse ›gesteckt‹ werden, was sie bedauert. Sie haben genug Freunde, die mit »Deutschen« verheiratet sind, darauf kann die Koexistenz von Parallelgesellschaften also nicht zurückgeführt werden. Onur validiert die Aussage seiner Frau mehrfach und wirft ein, dass »sie« »immer einfach nur des Gefühl [...] bekommen«, nicht dazugehören. Da er selbst damit aufgewachsen ist, beschwert er sich nicht, sondern denkt, dass es »solche Leute« überall gibt. Onurs Frau verweist daraufhin auf ein Problem, das darin besteht, dass sie »nirgendwo daheim [sind, JB] nich dort und auch nich hier [...] wir sind irgendwie irgendwo simma mittendrin«. Wenn man »gut Deutsch« spricht, kein Kopftuch trägt und sich »offen« gibt, wird man »anders angesehen«. Sobald man aber ein Kopftuch trägt und nicht gut Deutsch spricht, hat man »verschissen«. Onur validiert dies und führt in Bezug auf das Kopftuch einen weiteren Punkt an. Seine Familie ist nicht »streng religiös« und seine Frau und er haben »keine Ahnung« davon, was im Koran steht. Onurs Frau beobachtet die anhaltende Reproduktion der institutionellen Diskriminierung (vgl. Gomolla und Radtke 2007, S. 83f.), die Onur bereits während seiner Schulzeit erfährt. Auf individueller Ebene, z.B. in Form von Ehen zwischen ›Türk:innen‹ und ›Deutschen‹ beobachtet sie hingegen keine Trennung der Gruppen. Wie bereits in der Falldarstellung von Onur gezeigt, ist Onurs Schmerz darüber, nicht dazugehören, groß und kommt während des Interviews immer wieder zur Sprache. Seine Frau scheint diesen konjunktiven Erfahrungsraum zu teilen, indem sie das Gefühl formuliert, nirgendwo daheim, sondern mittendrin – also zwischen zwei Welten oder Kulturen – zu sein.⁵³ Interessant ist ebenfalls ihr Verweis auf die Anpassungsanforderungen der Dominanzgesellschaft. Gut Deutsch zu sprechen und kein Kopftuch zu tragen, stellen ihrer Auffassung bzw. ihren eigenen Erfahrungen nach, die gesellschaftlichen Bedingungen für die Akzeptanz und Zugehörigkeit (›türkischer‹ Frauen) dar. Onur kommt einmal mehr auf seine Erfahrungen mit Alltagsdiskriminierung und Rassismus zu sprechen und beteuert beinahe, dass seine Familie »wirklich« nicht (strenge) religiös ist. Spielhaus (2006) weist darauf hin, dass Menschen aus muslimischen Ländern sich immer wieder mit der Frage nach ihrer religiösen Zugehörigkeit konfrontieren (lassen) müssen (vgl. ebd., S. 32). Dies ist das Resultat einer durch die Dominanzgesellschaft hervorgebrachte diskursive Homogenisierung einer Gruppe von Menschen, die »als natürlicherweise muslimisch[], religiös[] und andersartig[]« (ebd.) definiert wird. Diese verkennt

53 Als weiterer Hinweis, dass es sich bei dieser Dilemmasituation um einen konjunktiven Erfahrungsraum handelt, kann auf Deniz' Fall zurückverwiesen werden, der dies allerdings nur für die Generation seiner Eltern, nicht aber für seine eigene – zu der Onur und seine Frau ebenfalls zählen – proklamiert. Das Dilemma seiner Eltern und der gesamten Generation besteht darin, »zwischen zwei Weltn sein und zwischn, nirgendwo dazugehöörn aber überall dazu gehöörn wolln« (Deniz, Z. 463ff.).

die ethnische, kulturelle und nicht zuletzt religiöse Vielfalt von Muslim:innen (vgl. ebd.).⁵⁴ Die Zerrissenheit und hohe Konflikthaftigkeit der Frage nach Zugehörigkeit treten in dieser Passage deutlich zu Tage.

Auch Jorgos, der den zweiten Vater im Sample mit eigener Migrationserfahrung darstellt, kennt dieses Dilemma um die Frage von Zugehörigkeit. In folgendem Abschnitt spricht er über seine ›kulturelle Identität‹:

»[E]igentlich bin ich mein Leben lang hier ja also fünfundvierzig Jahre bin ich hier in [Stadt], irgendwie zu einer, **Heimat** gewordn, in Griechenland=biste=aber doch, der **Deutsche** weißt, hier bist du vielleicht doch der **Grieche** ich=weiß=nich=ob man dann **heimatlos** is, deswegen aber, ich fühl mich hier **wohl** und, ich hab jetzt eigentlich meine Frau is auch **nicht griechisch** also auch wiederrum des gleiche Spiel w-wiederholt sich jetzt bei **mir**, bei meinen Kindern, ich war auch immer in der **Arbeit** a-durch mein, **Gastronomiejob**, also=eigentlich hat, die, [Frau] meine Kinder, oder die Kinder **fast alleine** großgezogn aber, die ham auch nich die **Sprache** als Geschenk bekommen von mir also die **große** versteht schon ziemlich **viel** aber sprechn tut=s **ja**, bissle was, die kleine wiederrum **fast gar nix**, des is natürlich auch **traurig** weißt, schade, ich hätt=es=schon gerne gewollt, dass man des einfach als Geschenk mitgibt« (Jorgos, Z. 102–113).

Dadurch, dass Jorgos bereits seit 45 Jahren in derselben Stadt lebt, ist Deutschland bzw. diese Stadt »irgendwie« zu einer »Heimat« geworden. In Griechenland ist man »der Deutsche«, »hier« ist man »doch der Grieche«. Jorgos ist nicht sicher, »ob man dann heimatlos« ist, konstatiert aber, dass er sich »hier wohl [fühlt, JB]«. Da Jorgos' Frau »nicht griechisch« ist und er selbst aufgrund des Jobs immer in der Arbeit war, konnte er seinen Kindern ›seine‹ Sprache nicht ›als Geschenk‹ mitgeben. Die große Tochter versteht und spricht noch mehr Griechisch als die kleine, die fast nichts versteht oder spricht, was Jorgos »traurig« macht. Wie Onur kennt Jorgos es, dass ihm von außen die Zugehörigkeit abgesprochen wird. Aus der abstrakten Beschreibung dessen »ich=weiß=nich=ob man dann heimatlos is« kann jedoch gelesen werden, dass Jorgos weniger emotional involviert ist als Onur. Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass Jorgos sich eindeutig als ›Grieche‹ identifiziert (vgl. z.B. Z. 920) und sich offenbar in Griechenland und Deutschland beheimatet fühlt. Nicht zuletzt ist das ›Griechisch-Sein‹ und das damit einhergehende kulturelle Erbe, für Jorgos

54 Mit der Novellierung des Staatsangehörigkeitsgesetzes im Jahre 2000 konnten die »ehemaligen Türken« (Spielhaus 2006, S. 30) der Staatsangehörigkeit nach nicht mehr als »anders kategorisiert« (ebd.) werden. Dementsprechend gewannen Zuschreibungen, die sich auf die religiöse Zugehörigkeit beziehen, an Bedeutung. Diese Wahrnehmung einer Gruppe von Menschen durch die Dominanzgesellschaft lässt sich mit: »vom »Ausländer« zum »Muslim« (ebd.) treffend beschreiben. Die Religionszugehörigkeit wurde damit zum »vornehmlichen Erklärungsmuster« (ebd.) für gesellschaftliche und soziale Probleme dieser Gruppe (vgl. ebd.).

maximal positiv besetzt. Dies zeigt sich insbesondere in der Bezeichnung der griechischen Sprache als »Geschenk«, das er als Vater seinen Kindern gerne »mitgegeben« hätte. Zudem berichtet Jorgos an keiner Stelle des Interviews von Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen, sodass davon ausgegangen werden kann, dass sein Zugehörigkeitsempfinden davon unberührt bleibt.

Vielmehr erlebt Jorgos aufgrund des Zugehörigkeitsempfindens seiner Töchter einen Konflikt, wie sich an folgender Passage zeigt:

»**Beispiel**, sag ich dir, vor, wie viel Jahrn warn denn die **Europameisterschaft**, mit **Deutschland Griechenland** jetzt pass auf, war gar nicht mal so weit her ich hab des übertragen hier n großen **Bildschirm** ghadt **Biergarten total voll**, alle ham des Spiel anschauen wolln, die Gaudi im **Vordergrund** gestandn natürlich aber halt, **ich der einzige Grieche hier** mit seiner **griechischen Flagge**, und mein **Schwager** der hat hier-der war auch wir zwei waren die **einzigsten Griechen**, meine Kinder habn gebeten ob sie des Spiel auch hier anschauen können=und dann kommen sie (2) **Deutschland Deutschlandfahnen** und=äh verstehst, des-=denk=i=mir des **war für mich** natürlich au was heißt n **Schock, Schock is es nich, klar klar, aber**, natürlich ham=mer glaub ich **drei null oder vier null glaub ich verloren** weißt=du also oder vier eins war also klar bei=em Tor ham=se **gejubelt** [ahmt das Jubeln nach] und=und=so=standest da und hast dann zugeschaut hab=ich=gsagt=**ok**, es is in **Ordnung**, es is n Sportereignis oder=so aber, ich **merke** dass sie natürlich (2) zu Deutschland eher dazu sich f-wohlfühl'n als anderschrum genauso jetzt, wenn sie jetzt ihre ihre **[Sportart] Nationalspiele** des macht sie jetzt nimmer des hat sie jetzt dann aufgehört weil sie=sich zwei Mal sehr stark verletzt hat, aber an ihrem Knöchele trägt sie immer die also **Bändchen** Deutschlandflagge da=ne Flagge **weischt**, diese diese an die **Backen diese diese diese Markierungen** und diese **Flaggen**, alles Deutschland ich war der **einzig Grieche** hier drinnen (nur=mit=meim) Schwager **es is in Ordnung, aber, man darf es nich verlieren** ein **bisschen**, Wurzeln sind **da**« (Jorgos, Z. 807–827).

Zur Europameisterschaft vor ein paar Jahren überträgt Jorgos das Deutschland-Griechenland-Spiel aus seinem Biergarten. Sein Schwager und er sind »die einzigen Griechen« mit einer griechischen Flagge. Jorgos' Kinder, die darum gebeten haben, das Spiel ebenfalls dort anschauen zu dürfen, kommen mit »Deutschlandfahnen« und jubeln bei Toren für Deutschland, was Jorgos in einen »Schock« versetzt. Jorgos sagt sich selbst, dass es sich um ein »Sportereignis« handelt und es deswegen in Ordnung ist, merkt aber, dass seine Töchter sich »zu Deutschland eher dazu sich f-wohlfühlen als anderschrum«. Die ältere Tochter spielt ihre Sportart zudem im deutschen Nationalteam und trägt um ihr Handgelenk »Bändchen« mit der »Deutschlandflagge«, oder malt sich diese »an die Backen«. Dies ist zwar in Ordnung, jedoch dürfen die Wurzeln nicht verloren werden. Wie auch im Fall von Niam löst ein Sportereignis bei Jorgos mit der Möglichkeit, sich deutlich für ein

Nationalteam zu positionieren, einen tiefgreifenden Konflikt aus. Dies spiegelt sich in den Wiederholungen der Aussage Jorgos', mit dem Schwager der einzige Griechen im Biergarten gewesen zu sein und des Wortes »Schock« wider. Deutlich wird sein statisches Kulturverständnis, in dem sich ›Deutsche‹ und ›Griechen‹ gegenüberstehen. Darüber hinaus wird sein großer Wunsch nach der Identifikation seiner Töchter mit dem ›Griechisch-Sein‹ sichtbar. Die identitätsstiftende Funktion seiner familiären Migrationserfahrung zeigt sich ebenfalls darin, dass Jorgos bewusst oder unbewusst die »ukrainischen Wurzeln« (Z. 830) der Mutter ausblendet, die seine Kinder – in dieser Logik – zu gleichen Anteilen in sich tragen. Dies kann wiederum mit seinem traditionell-konservativen Selbstverständnis als Oberhaupt der Familie im Sinne eines Pater Familias erklärt werden.

Beide Traditionalisten denken in starren Kulturtypen, unterscheiden sich aber erheblich im Konfliktleben, was die Frage nach ihrer Zugehörigkeit betrifft. Während Onur als Dilemmasituation erlebt, ist Jorgos selbst klar positioniert, erlebt aber in Bezug auf seine Töchter und deren Zugehörigkeit einen Konflikt.

4.2.4 Zusammenfassung und Gegenüberstellung der Typen

Typ I, der Idealist, kann aufgrund seiner Ideale wie Gleichberechtigung und Demokratisierung in Bezug auf seine Männlichkeit als Vertreter von Caring Masculinities gelten. Auch traditionelle Elemente der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit, wie bspw. Dominanz und die Funktion des Beschützers, finden sich wieder. Dennoch hält der Idealist nicht an der Ernährerrolle fest oder definiert sich (ausschließlich) über seinen Beruf. Die Orientierung an seinen Idealen leitet das Handeln des Idealisten ebenfalls in Bezug auf sein Konzept von Vaterschaft. Der Idealist ist ein neuer Vater, der eine Bezugsperson für sein(e) Kind(er) darstellt und ein Vertrauensverhältnis mit ihm bzw. ihnen pflegt. Das familiäre Zusammenleben und die Organisation des Alltags sind wiederum von Idealen wie Basisdemokratie und Individualität geprägt, was sich ebenfalls in der innerfamilialen Aufteilung von Care-Arbeit zeigt. Sich in organisatorische Angelegenheiten sowie in Aufgaben in Haushalt und Erziehung einzubringen, stellt für den Idealisten eine Selbstverständlichkeit dar. Dabei wird die Orientierung an seinen Idealen schwerer gewichtet als die Orientierung an festen Rollenverteilungen oder Hierarchien. In Bezug auf seine nationo-ethno-kulturelle Zugehörigkeit steht der Idealist für ein metaperspektivisches Kulturverständnis, das kulturelle Zuschreibungen verweigert, einen dynamischen Kulturbegriff beinhaltet und eine hohe Ambiguitätstoleranz aufweist. Seine Ideale in Theorie und Praxis dienen ihm nicht zuletzt zur Bewältigung von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen.

Typ II, der Pragmatiker, weist in Bezug auf seine Konstruktion von Männlichkeit einen traditionell-konservativen Entwurf im Sinne hegemonialer Männlichkeit auf, der sich gleichzeitig am Konzept von Caring Masculinities orientiert. Verschie-

dene Praktiken wie bspw. die Verrichtung von Care-Arbeit werden teilweise als ernste Spiele des Wettbewerbs gerahmt. Das Bindeglied zwischen beidem stellt jedoch die Orientierung am Pragmatismus dar, die von den Vertretern dieses Typus unterschiedlich begründet wird. Begründungen können bspw. das Alter oder die eigene Erziehung und Sozialisation sein. Alle Vertreter stellen mit Blick auf ihre Vaterschaft neue Väter dar, indem sie eine hohe Verantwortungsübernahme innerhalb der Familie zeigen, Bezugspersonen für ihre Kinder darstellen und sich an den Bedürfnissen ihrer Kinder orientieren. Diese Haltung zeigen die Vertreter ebenfalls in Bezug auf Care-Arbeit, also in Bezug auf alle Formen von organisatorischen, haushalts- oder erziehungsbezogenen Aufgaben, die sie – mehr oder weniger gleichberechtigt – mit den Müttern teilen. Auch dabei gehen sie pragmatisch vor, indem bspw. nicht in Frage gestellt wird, dass Care-Arbeit getan werden muss oder aber dass Sorgearbeit nach dem Hedonismus-Prinzip ausgesucht wird. In Hinblick auf ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit weisen die Pragmatiker ein statisches Kulturverständnis auf, in dem sich kulturelle Gruppen einander gegenüberstehen. Je nachdem, zu welcher Gruppe bzw. zu welchen Gruppen sie sich zugehörig fühlen, führt dies zu mehr oder weniger starken Konflikten in Bezug auf ihre Selbstdefinition und Zugehörigkeit. Dies reicht z.B. von der Identifikation mit nur einer Gruppe über das Ausbalancieren von Mehrfachzugehörigkeiten.

Typ III, der Traditionalist, orientiert sich in Bezug auf seine Männlichkeitskonstruktion an traditionell-konservativen Konstruktionselementen von hegemonialer Männlichkeit und ist überaus identifiziert mit seinem Beruf bzw. seiner Erwerbsarbeit. Dementsprechend lebt er eine klassische Rollenverteilung, in der er die Rolle des Ernährers bzw. Versorgers übernimmt. Der Traditionalismus und Konservatismus der Vertreter fundieren auch ihr Konzept von Vaterschaft. Dieser Typus möchte Bezugsperson und Ansprechpartner für seine Kinder darstellen und weist darüber hinaus eine hohe Orientierung am eigenen Vater auf, was die Vorstellungen von Erziehung betreffen. In Bezug auf Care-Arbeit bringen sich die Traditionalisten sehr wenig in organisatorische oder Haushaltaufgaben ein, während sich für einen Vertreter eine Beteiligung an Erziehungsfragen feststellen lässt. Ihre natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit impliziert einen statischen Kulturbegriff mit starren Kategorien sowie eine hohe Identifikation mit der familiären Migrationserfahrung und dem zugeschriebenen Migrationshintergrund. Die Thematik der Zugehörigkeit beinhaltet für den Traditionalisten ein unterschiedliche beschaffenes Konfliktpotential, das von dem Empfinden einer Dilemmasituation in Bezug auf die eigene Zugehörigkeit bis zum Konflikterleben in Bezug auf die Zugehörigkeit der eigenen Kinder reicht.

4.3 Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung

Mit Schäffer (2020) kann konstatiert werden, dass die soziogenetische Typenbildung zum Ziel hat, die »sinngenetischen Typologien verstehend zu erklären, indem sie nach den Entstehungsbedingungen für die jeweils herausgearbeiteten sinngenetischen Typiken fragt« (ebd., S. 69). Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies zu fragen, wie die typisierten Männlichkeitsorientierungen (Idealismus, Pragmatismus, Traditionalismus) durch die kollektiven Erfahrungen, die die Interviewpartner bspw. durch ihre Generations- oder Milieuzugehörigkeit machten, geprägt wurden.

Die sich auf die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit beziehenden Erfahrungen der Interviewpartner hätten im Prozess der Typenbildung auch als konjunktiver Erfahrungsraum gedeutet werden können. Um diese Kategorie jedoch nicht mehr als für die Untersuchung nötig zu reproduzieren, zu homogenisieren und zu reifizieren, sondern um der ihr inhärenten Heterogenität gerecht(er) zu werden, wurde diese als Vergleichsdimension und damit in ihrem Einfluss auf die Position von Männern im sozialen Gefüge im Rahmen der sinngenetischen Typenbildung gefasst. Damit kann dem breiten und diversen Spektrum der mit der Kategorie der natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit verknüpften Erfahrungen, Praktiken und Orientierungen der einzelnen Fälle angemessen(er) Rechnung getragen werden. Was sich jedoch mit Blick auf die konjunktiven Erfahrungsräume der Interviewpartner zeigt, ist, dass diese durch ihre ›andere, nicht-weiße‹ natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit Rassismuserfahrungen machen, die ihre Orientierungen stark prägen: Vier von sechs Männern im Sample des Projekts teilen den Erfahrungsraum, gravierend von Rassismus⁵⁵ betroffen zu sein. Hier zeigt sich die Unabdingbarkeit der in der Arbeit eingenommenen postkolonialen Forschungsperspektive, denn mit Tuider und Lutz (2018) kann darauf hingewiesen werden, dass Forschung in postkolonialer Perspektive nicht nur bedeutet »die Effekte der Kolonialität [...] im Woanders zu verorten, sondern nachhaltig die Situation z.B. in Deutschland zu thematisieren, so etwa Diskriminierung und Rassismus in der Migrations- und Einwanderungsgesellschaft« (ebd., S. 106). Die gefundenen Ergebnisse verdeutlichen dies einmal mehr.

Wie bereits dargestellt, liegt »das Geheimnis der Generalisierung [eines, JB] Typus [...] in der Mehrdimensionalität der Typologie« (Bohsack 2013, S. 266), weswegen diesbezüglich erneut darauf hingewiesen werden muss, dass die erforderliche Komplexität, die sich aus der Zuordnung von einem Fall zu mehreren Typiken ergibt, i.d.R. weder in der Forschungspraxis noch in der methodischen Programmatik

55 Die folgenden Ausführungen zu Rassismus können keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Hier soll lediglich ein grundlegendes Verständnis für die Rekonstruktion der Erfahrungen der Interviewpartner geschaffen werden.

erreicht wird. Damit werden Fälle nur einem Typus zugeordnet und ihrer Mehrdimensionalität nicht entsprechend Rechnung getragen (vgl. ebd.), so auch – aus genannten Gründen – in der vorliegenden Arbeit.⁵⁶ Dennoch wurde der Versuch einer Annäherung an eine soziogenetische Typik der Rassismuserfahrungen unternommen, die nachfolgend dargestellt wird (4.3.1). Daran anschließend wird ein Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik gegeben, die im Rahmen einer mehrdimensionalen soziogenetischen Typenbildung ausgearbeitet werden könnten (4.3.2). Schließlich erfolgt eine kurze Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse des vorgenommenen Versuchs einer soziogenetischen Typenbildung (4.3.3).

4.3.1 Typik der Rassismuserfahrungen

Angesichts des Zusammenhangs von Rassismuserfahrungen und Männlichkeitskonstruktionen, bzw. Vaterschaftskonzepten ist zu fragen, was Rassismuserfahrungen für den Entwurf der Männlichkeit der Väter bedeuten? Um die Rassismuserfahrungen der Interviewpartner angemessen fassen und rekonstruieren zu können, wird hier ein breiter definitorischer Zugang gewählt und sich an Leiprecht (2016) angelehnt, der unter Rassismus die

»historische[n] und gesellschaftliche[n] Hervorbringungs- und Reproduktionsprozesse von Ideen, Vorstellungen, (Alltags-)Theorien, Repräsentationen, Wissen u. Ä. zu ›Großgruppen‹ [versteht, JB], die als ›Rassen‹ konstruiert, zueinander in ein hierarchisches Verhältnis gesetzt und als sich selbst reproduzierende und deshalb über Generationen miteinander verbundene Einheiten (*Genealogien*) vorgestellt werden« (ebd., S. 226, H.i.O.).

Je nach Ansatz werden weitere Kategorien wie Kultur, Nation oder Religion miteinbezogen. Die Konstrukte fungieren dabei als Ordnungsmuster, sind fundamental in soziale Verhältnisse eingeschrieben und regulieren diese bzw. steuern darüber hinaus Kräfteverhältnisse und führen zu spezifischen Herrschaftsformen. Charakteristisch für Rassismus ist die soziale Markierung von ›Anderen‹, die einer dichotomen Unterscheidungslogik zum ›Eigenen‹ folgt. Zudem werden Zusammenhänge der äußeren Erscheinung, Sprache, Religion u.a. und inneren psycho-sozialen Dispositionen hergestellt. Weiterhin werden Individuen reduktionistisch als Vertreter:innen oder Marionetten ihrer ›Kultur‹ oder ›Rasse‹ gesehen und in ihrer Zugehörigkeit zu den ›Anderen‹ als minderwertig und gleichzeitig bedrohlich abgewertet, sodass Privilegien, Abwehrhaltungen und Aggressionen der dominanten ›Wir-Gruppe‹ legitimiert werden können. Insgesamt handelt es sich bei Rassismus um

⁵⁶ Vgl. dazu Kap. 3.2.2 und 3.3.1.

ein vielfältiges, flexibles, historisches und globales Phänomen, das unterschiedliche Ebenen (z.B. Individuen, Diskurse, Gesellschaftsstrukturen) umfasst, weswegen auch von Rassismen im Plural gesprochen werden kann. Im Zusammenhang mit der faschistischen und nationalsozialistischen Geschichte Deutschlands darf Rassismus jedoch nicht auf seine explizit gewalttätigen Formen verkürzt werden. Genauso dürfen historische Bezüge zum Kolonialismus nicht vernachlässigt und transnationale Zusammenhänge nicht übergangen werden. Nicht zuletzt müssen subtile, verdeckte und latente Formen von Rassismus wie bspw. Alltagsrassismus⁵⁷ berücksichtigt werden (vgl. ebd., S. 226ff.). Ergänzend ist auf die Entwicklung von Rassismus hin zu einem sog. Neorassismus oder Kulturrassismus hinzuweisen, der eine mehr oder weniger neue Form des postkolonialen Rassismus darstellt und über die Unterscheidung entlang biologischer und körperlicher Merkmale hinausgeht, in dem er ›Kultur‹ miteinschließt. Damit handelt es sich um einen ›Rassismus ohne Rassen‹⁵⁸, der zwar nicht auf das Konstrukt ›Rasse‹ zurückgreift, aber dennoch rassistisch wirksam ist (vgl. Mecheril und Melter 2010, S. 152).

Als spezifische Erscheinungsformen von Rassismus fassen die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration sowie die Beauftragte der Bundesregierung für Antisemitismus (2023), Anti-Schwarzen Rassismus, antimuslimischen Rassismus, Antiziganismus, Antiasiatischen Rassismus und darüber hinaus Antisemitismus als Sonderform von Rassismus (vgl. ebd., S. 30ff.). Auch die von den von Rassismus betroffenen Interviewpartnern geteilte Erfahrung des Otherings ist als eine weitere Form von Rassismus anzuführen. Othering beschreibt die Konstruktion von ›Anderen‹, die von »hierarchische[n] und asymmetrische[n] Differenzordnungen [...] und gewaltförmige[n] Macht- und Herrschaftsverhältnisse[n]« (Riegel 2016, S. 52) geprägt ist. Das Entscheidende bei dem Konstruktionsprozess ist, dass

»in einer wirkmächtigen Verschränkung [...] von hegemonialen alltäglichen, fachlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen und Bildern, mit Mitteln der Zuschreibung, Essentialisierung und Repräsentation eine bestimmte Gruppe erst als solche, dann als *Andere* diskursiv hervorgebracht und identitär festgeschrieben wird« (ebd., H.i.O.)⁵⁹.

⁵⁷ Vgl. vertiefend dazu: Leiprecht 2001.

⁵⁸ Diese Überlegungen gehen auf Balibar (1991) zurück, der das Phänomen des differentialistischen Rassismus, einem Synonym für Neo-Rassismus, folgendermaßen beschreibt: »It is a racism whose dominant theme is not biological heredity but the insurmountability of cultural differences, a racism which, at first sight, does not postulate the superiority of certain groups or peoples in relation to others but >only< the harmfulness of abolishing frontiers, the incompatibility of life-styles and traditions« (ebd., S. 21).

⁵⁹ Das Konzept des Othering entspringt den Postcolonial Studies und wird von Autor:innen wie Edward Said und Gayatri C. Spivac geprägt (vgl. Riegel 2016, S. 52).

Generell kann die Ordnungsstruktur von Rassismus als »*Kontext der Subjektivierung*« (Mecheril und Melter 2010, S. 157, H.i.O.) verstanden werden, indem aus Individuen Subjekte gemacht werden. Dabei führt die binäre rassistische Konstruktion von Differenz zu Rassismuserfahrungen. Rassistische Gewalt kann z.B. in drastischer Form von körperlicher Gewalt gegen die eigene oder gegen eine nahestehende Person ausgeübt werden. Sie kann demgegenüber aber auch subtil, bspw. in Form abfälliger Blicke verübt werden. Darüber hinaus können Rassismuserfahrungen auch von strukturellen oder institutionellen Kontexten ausgehen, wie z.B. in der Schule oder am Arbeitsplatz. Überdies können Rassismuserfahrungen aus individuell, interaktional oder imaginativ geprägten Kontexten entstehen. Mit Bezug auf die Erfahrung von Rassismus ist nicht zuletzt darauf hinzuweisen, dass auch Menschen in privilegierten Positionen von Rassismus betroffen sein können – da auch sie Teil eines rassistischen Systems sind (vgl. ebd.). Die Auswirkungen von Rassismuserfahrungen können vielfältig sein. Benachteiligungen aufgrund der stereotypen Wahrnehmung von Menschen mit Migrationshintergrund auf ihrem Bildungsweg sowie auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt können Folgen sein (vgl. Kunz 2016, S. 251ff.; Hinz und Auspurg 2017, S. 389ff.). Aber auch physische und psychische Belastungen können Folgen von Rassismus sein. Symptome und Krankheitsbilder wie »Stress, Bluthochdruck, Depression, Ängstlichkeit, sozialer Rückzug, aber auch eine Erhöhung der Vulnerabilität (psychische Verletzbarkeit) sowie der Rückgang protektiver, gesundheitsfördernder Ressourcen [stehen im Zusammenhang, JB] mit erlebter Diskriminierung«⁶⁰ (Uslucan und Yalcin 2012, S. 37).

Die Rassismuserfahrungen zweier Väter (Deniz, Typ I: Idealist; Onur, Typ III: Traditionalist) aus dem Sample, die einen sog. türkischen Migrationshintergrund aufweisen, wurden bereits eingängig im Rahmen der Falldarstellung beschrieben.⁶¹ Die Erfahrungen beider Männer umfassen u.a. antimuslimischen Rassismus, strukturellen Rassismus und Othering. Wie das SVR-Jahresgutachten von 2016 aufzeigt, nehmen »Türkestämmige der ersten wie der zweiten Generation in stärkerem Umfang Diskriminierung wahr als Zuwanderer anderer Herkunftsgruppen; insbesondere bei der zweiten Generation ist die Diskriminierungswahrnehmung zuletzt deutlich gestiegen« (ebd., S. 73). Als Grund dafür wird die Vermutung angestellt, dass diese Personengruppe von der deutschen Dominanzgesellschaft insbesondere abgelehnt wird, da diese Personen als muslimisch gelesen werden.

⁶⁰ Zum Zusammenhang von Rassismus und Diskriminierung lässt sich festhalten, dass die Diskriminierung der im Rassismus konstruierten Gruppen zur Legitimation von gesellschaftlichen Hierarchien dient. Von einer Diskriminierung wird dann gesprochen, wenn Minderheitenangehörige im Vergleich zu Mitgliedern der Dominanzgesellschaft weniger Zugang zu Ressourcen und Chancen zur gesellschaftlichen Teilhabe haben. Unterschiedliche Rassismen wirken dabei als Mechanismen zur Bewerkstelligung dessen (vgl. Rommelspacher 2009, S. 29f.).

⁶¹ Vgl. dazu Kap. 4.1.

Damit wird eine größere »kulturelle und soziale Distanz« (ebd.) als zu anderen Herkunftsgruppen verbunden. Dies deckt sich mit den Erzählungen und Erfahrungen der Interviewpartner, deren Eltern als sog. Gastarbeiter:innen aus der Türkei nach Deutschland kamen. Im Gegensatz dazu bleiben in einem anderen Interview mit einem Vater, dessen Eltern ebenfalls im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland migrieren, Rassismuserfahrungen dethematisiert (Jorgos, Typ III: Traditionalist).⁶² Vielmehr bezieht sich Jorgos sehr positiv auf seine »griechischen Wurzeln« und das damit einhergehende kulturelle Kapital, was als Anhaltspunkt dafür gelten kann, dass für ihn die Frage nach Zugehörigkeit keine vergleichbar große Rolle spielt, da diese für ihn eindeutig und positiv aufgeladen ist und ihm (zumindest nicht bewusst) von niemandem abgesprochen wird. Anders verhält es sich jedoch in der Frage nach der Zugehörigkeit seiner Kinder, die sich anders identifizieren als ihr Vater.⁶³ Festgehalten werden kann, dass es in diesem Fall keine Hinweise auf Rassismuserfahrungen gibt, weswegen der Fall Jorgos in diesem Kapitel nicht weiter behandelt wird. Neben Jorgos ist Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) der zweite Vater, der Rassismus »nie erfahren« hat. Auch Wolfgangs Eltern migrieren im Zuge der Gastarbeiter:innenbewegung aus Griechenland nach Deutschland. Im Interview bezieht er sich auf das Thema Rassismus, indem er Erklärungen für seine »Nicht-Betroffenheit« anführt: Wolfgang führt aus, dass insbesondere seine Mutter sehr darauf bedacht ist, dass ihre Kinder zum Zweck der schnelleren Integration »schöner angezogen« (Z. 487) sind als die deutschen Kinder und »ordentlich aus=m Haus gehen damit die Deutschn nix schlechtes über uns sagn könn« (Z. 491f.). Rassismus erfahren sie selbst »nie« (Z. 493), weder im Kindergarten noch in der Schule. Eine Erklärung dafür kann außerdem darin liegen, dass Wolfgang einen deutschen Vor- und einen nicht allzu komplizierten Nachnamen hat (vgl. Z. 494ff.). Er resümiert, dass man es als Grieche »nich so schwer gehabt [hat, JB]« (Z. 498), was ihm auch andere »Leute [...] aus Griechenland« (ebd.) bestätigen. Erst zur Zeit der »Griechenlandkrise« (Z. 500) wird er »zum ersten Mal [...] mit blöde[n] Sprüche[n]« (Z. 500f.) konfrontiert. Die Erfahrung, bis auf ein »paar blöde Sprüche« während der griechischen Finanzkrise – nicht von Rassismus betroffen zu sein, beeinflusst Wolfgang in seinem Aushandlungsprozess um die Frage nach seiner natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit. Seine »griechische Herkunft« ist für ihn stark positiv besetzt und identitätsstiftend. Er bezeichnet sich

62 Dies muss freilich nicht bedeuten, dass der Interviewpartner Jorgos keinerlei Rassismuserfahrungen gemacht hat. Unter rassistischer Diskriminierung können bspw. auch positive Vorurteile und Stereotype fallen, die durch ihre vermeintlich positive Zuschreibung (noch) schwerer zu erkennen sind (vgl. DeZIM 2022, S. 23). Der Einzelne wird durch diese Zuschreibungen nicht mehr als Individuum, sondern ausschließlich als »Exemplar seiner Gruppe« (Uslucan 2020, S. 5) wahrgenommen und dementsprechend abgewertet (vgl. ebd.).

63 Vgl. dazu Kap. 4.2.3.

als »Deutsch-Grieche« (Z. 920), was für ihn die »perfekte Kombination« (Z. 921) darstellt. Dementsprechend erlebt er seine Zugehörigkeiten nicht als Belastung, sondern eher als positives Distinktionsmerkmal zu anderen (»find=i=ja=langweilig=wenn=einer=deutsch=is und nie was anders« (Z. 918)).⁶⁴

Im starken Kontrast dazu stehen die beiden Fälle von Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker), die nachfolgend in Bezug auf ihre massiven Rassismuserfahrungen und die daraus resultierenden Konsequenzen für ihre Orientierung an Pragmatismus dargestellt werden. Wie sich in beiden Interviews zeigt, spielt die phänotypische Erscheinung, also das Aussehen und insbesondere die Hautfarbe der beiden Männer, in diesem Kontext eine große Rolle.

In folgender Passage berichtet Timothee von seinen Rassismuserfahrungen als Schwarze Person in Deutschland, die im Deutschland der 1990er Jahre in einer Asylunterkunft aufwächst⁶⁵: Als Teenager baut sich Timothee eine »dicke Haut« (Z. 385) auf, mit der er sich seine »wenig[en] [...] direkte[n] Rassismuserfahrungen« (Z. 386f.) erklärt. Doch dadurch, dass er Schwarz ist, »wird man irgendwo immer benachteiligt« (Z. 388), das ist Timothee »klar« (Z. 397). Seine Sichtweise auf (Alltags-)Rassismus ist »vielleicht n bisschen verschoben« (Z. 390f.), da er mit »lauter Jugos und=und=und Türken« (Z. 392) groß wird, mit denen er sich »am laufenden Band beleidigt« (Z. 392f.). Die jeweiligen »Schimpfwörter« (Z. 399) werden dabei jedoch nicht als Beleidigungen aufgefasst, da »diese Wahrnehmung einfach nich da war« (Z. 394). Wenn jemand das N-Wort zum damals zehnjährigen Timothee sagt, fasst er dies nicht als Beleidigung auf, da er die »Awareness« (Z. 408) über die Problematik, die damit einhergeht, zu diesem Zeitpunkt noch nicht hat. Markant zeigt sich in diesem Auszug die Verschränkung von Männlichkeit mit Rassismuserfahrungen. Letztere werden regelrecht habitualisiert, indem sie in Form von rassistischen Beleidigungen, die die Jugendlichen in der Außenwelt aufgreifen, als ernste Spiele des Wettbewerbs zur Ausbildung eines männlichen Habitus beitragen. Zu seinen Rassismuserfahrungen führt Timothee weiter aus, dass er zwar »noch nie von jemandem mit Springerstiefel un-und Glatze un-und Baseballschläger irgendwie angegriffen [wurde, JB], so nach dem Motto ähm du scheiß Ausländer verpiss dich aus Deutschland« (Z. 413ff.), womit er auf eine explizite, gewaltsame und (rechts-)extreme Erscheinungsform von Rassismus verweist, gleichzeitig ist ihm wohl bewusst, dass »Rassismus [...] auch unterschwellig da [ist, JB]« (Z. 416). Diesbezüglich hat Timothee mit seinen (Vor- und Nach-)Namen »Glück im Unglück« (Z. 417), denn diese suggerieren er sei »eher=n=Franzose« (Z. 420) und verschaffen ihm damit »n bisschen Vorteile« (Z. 426) auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt gegenüber jemandem, der »vielleicht Yilmaz oder so heißt« (Z.

64 Vgl. dazu Kap. 4.2.2.

65 Timothee migriert zu Beginn der 1990er Jahre mit seinen Eltern aus dem Kongo nach Deutschland.

425). Seine Rassismuserfahrungen verortet Timothee demgegenüber eher im Alltagsrassismus: Als Erfahrung damit führt Timothee Begegnungen mit der Polizei an. Als Jugendlicher wird er »immer kontrolliert« (Z. 435), wenn er mit »Baggypants« (Z. 432), wie es zu dieser Zeit »einfach normal war« (Z. 433), am Bahnhof oder in der Stadt, in der er aufwächst, »rumlungert« (Z. 434). Während er sich eine Zeit lang »tierisch« (Z. 436) darüber aufregt, findet er sich irgendwann mit dem »strukturelle[n] Rassismus« (Z. 441) ab und lässt die Ausweiskontrollen über sich ergehen, da eine Diskussion »eh zu nix [führen würde, JB]« (Z. 493). Als er älter wird und sein »äußeres Erscheinungsbild« (Z. 444) an »Akademikerkreise[]« (Z. 445) anpasst, ändert sich dies. Durch den höheren Bildungsabschluss und die Orientierung an seinen Peers trägt er keine »Baggyjeans« (Z. 447) mehr, sondern »n teureres Hemd [...] vielleicht auch mal n Sakko« (Z. 448). Durch sein »gepflegtes Äußeres« (Z. 449) ist er nun nicht mehr auf dem Radar von Polizisten, da er nicht aussieht wie der »typische Drogendealer« (Z. 451) oder der »typische Kiffer« (ebd.). Timothee rekurreert in dieser Passage auf die Praxis des sog. Racial Profiling, die die anlasslose Personenkontrolle durch die Polizei beschreibt, die sich dabei auf das phänotypische Erscheinungsbild von Personen beruft (vgl. Cremer 2017, S. 405ff.). Um diese Form rassistischer Diskriminierung zu beenden und sich von Stereotypen wie dem ›Dealer‹ oder ›Kiffer‹ abzugrenzen, verändert er als Anpassungsstrategie sein äußeres Erscheinungsbild als Ausdruck seines Habitus, indem er ›teure Kleidung‹ trägt und sich an Akademiker:innen orientiert. Eine weitere, für Timothee fundamental wichtige Anpassungsstrategie besteht im perfekten Beherrschen der deutschen Sprache:

»[W]enn man mich **heute redn hört**, meint man gar nicht dass ich *irgendwie* anfangs die Sprache gar nicht **beherrscht** hab oder so ja oder vielleicht mal noch ne andere **Sprache** gesprochen hab, [holt Luft] *und ähm*, das ist tatsächlich so=n so=n so=n **Beispiel** was ich immer anführe wenn=s immer heißt ja *m-wie schnell* man sich integriert oder wie schnell man auch ne **Sprache** irgendwie sich aneignet oder so, ich hab tatsächlich mit [Sohn] ha-hab-handhabe ich des **so** dass er eigentlich nur **Deutsch** mit uns spr-oder **ich Deutsch** mit **ihm** spreche und gar nich **Französisch**, [holt Luft] hat zwei pra-ktische Gründe, der eine is man lernt die-die **Sprache** von **Zuhause** eigentlich immer nur **dann** richtig wenn **beide Elternpaare** des, wirklich **sprechn**, wenn **ein** Elternteil des=nur=mit dem **Kind spricht** dann **sollte** es tatsächlich seine **Muttersprache** sein dann sollte er sich in der Sprache **wohl fühlن** und tatsächlich dann auch das, sich gut **artikulieren könn**« (Timothee, Z. 60–71).

Timothee erzählt, dass man nicht »meint«, dass er anfangs die deutsche Sprache nicht beherrscht oder einmal eine andere Sprache gesprochen hat, wenn man ihn heute sprechen hört. Dieses Beispiel führt er an, wenn es darum geht »wie schnell man sich integriert« oder sich eine Sprache aneignet. Mit seinem Sohn spricht er

aus zwei »praktischen« Gründen ausschließlich Deutsch: Zum einen lernt man eine Sprache »von Zuhause« nur dann »richtig«, wenn beide Elternteile »des, wirklich sprechn«. Wenn nur ein Elternteil diese Sprache mit dem Kind spricht, sollte es die Muttersprache des Kindes sein. Zum anderen soll sich der Sohn in der Sprache »wohl fühlن« und sich »gut artikulieren können. Prägnant wird hier der Zusammenhang von Timothees erfolgreicher Anpassungsstrategie »Sprache⁶⁶ mit seiner Orientierung an Pragmatismus deutlich: Die dadurch ermöglichte schnelle Integration und damit der erhöhte Schutz vor rassistischer Gewalt führen dazu, dass er sich dafür entscheidet, sein Kind monolingual zu erziehen. Damit begreift Timothee ›seine‹ Sprache nicht als kulturelles Kapital für seinen Sohn, er sieht keinen Sinn in der ›Kapitalisierung‹ von Mehrsprachigkeit (vgl. Tuider 2012, S. 394; Fürstenau 2004, S. 37ff.). Um Zugehörigkeit herzustellen, wird in monolingualistischen Gesellschaften von natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ verlangt, die Sprache zu sprechen, die in diesem Kontext die dominante Sprech- und Sprachweise darstellt (vgl. Mecheril 2016, S. 17). Timothee versucht für sich und sein Kind Zugehörigkeit über Anpassungsstrategien zu schaffen, die jenseits der Hautfarbe liegen, die weder er selbst noch sein Kind ablegen können. Im Rückblick auf seine Kindheit resümiert Timothee: »[M]ir war=s nich wichtig ob ich schwarz war oder nicht schwarz oder sonst irgendwas, sondern ich war einfach in dieser ho-war einfach, n Kind wie jedes andere auch, hab-wenn ich=jetzt=nich die Hautfarbe gehabt hätte, würde man das nich merken« (Z. 570ff.). Mit Mecheril (2006) ist darauf hinzuweisen, dass sich der »Status prekärer Zugehörigkeit« (ebd., S. 137) im Habitus widerspiegelt, den er als »Ausländerhabitus« (ebd.) und als »paradoxe Erscheinung« (ebd.) bezeichnet, da dieser das »Scheitern dessen an[zeigt, JB], worauf der Habitus abzielt: das Heimisch-Werden in einem sozialen Feld« (ebd.). Weiter noch, und vor allem in Bezug auf Hautfarbe, lässt sich mit Mecheril konstatieren: »In dem Augenblick, da die Andersheit sich ihren körperlichen Erscheinungsweisen eingelagert hat, ist die Struktur realisiert, die vorsieht, dass eine Angleichung unmöglich ist« (ebd.). Sprache und Hautfarbe sind in Bezug auf Rassismuserfahrungen demzufolge nicht etwa getrennt voneinander, sondern als intersektional verschränkt zu verstehen. Sie stellen Differenzmerkmale dar

»mit denen eine postkoloniale Adaptierung kolonial-rassistischer Argumentationsweisen stattfindet: es wird auf das koloniale Element der Legitimierung von Unterwerfung zurückgegriffen, nämlich die soziale Konstruktion von ›Hautfarbe‹, das mit der in kolonialen und postkolonialen Phasen unterschiedlich eingesetz-

66 Zudem arbeitet Timothee als Übersetzer. Die deutsche Sprache stellt für ihn also auch im beruflichen Kontext eine Bewältigungsstrategie und wichtige Ressource für ihn dar.

ten, daher linguistischen und neo-linguistischen [...] Funktionalisierung des Differenzmerkmals ›Sprache‹ verbunden wird« (Dirim 2016, S. 322).⁶⁷

Niam, der zweite, stark von Rassismus betroffene Mann aus dem Sample, kommt lange nicht mit dem »Thema [...] in Berührung« (Z. 184ff.). Als einen Grund dafür führt er seine Grundschulzeit an, in der er eine Montessorischule besucht, die sich, weil es sich dabei um eine Privatschule handelt, »viele mit Migrationshintergrund [...] tatsächlich nich leisten können« (Z. 189f.). Erst mit dem Übergang auf die weiterführende Schule wird das »Thema Migration« (Z. 198) für ihn relevant: »[S]o in der Hauptschule hat ma=s dann schon gemerkt weil man ja dann auch außerhalb der Schule Sozialkontakte hat [holt Luft] (2) ich wa-war aber immer zwischen den Stühlen« (Z. 199ff.). Mit der Metapher, zwischen den Stühlen zu stehen, deutet Niam seinen ›Zugehörigkeitskonflikt‹ an. Besonders deutlich tritt dieser zur Zeit der Fußballweltmeisterschaft zu Tage, die im Jahr 2006 in Deutschland stattfindet. Der damals 16-jährige Niam empfindet durch die überall angebrachten Deutschlandfahnen und die beobachtbare Entwicklung eines »Wir-Gefühl[s]« (Z. 217) bei »den Deutschen« (Z. 216) Befremden. Er bemerkt eine »patriotische Welle« (Z. 236), die durch das Land »schießt« (ebd.), und die eine beginnende Trennung zwischen den ›Deutschen‹ und den ›Nicht-Deutschen‹ nach sich zieht. Obwohl Niam sich als »Deutscher« (Z. 227) identifiziert, wird seine Selbstdefinition, möglicherweise von sich selbst und/oder von anderen, in dieser Situation in Frage gestellt. Dass er als nicht-weiß gelesen wird, trägt womöglich dazu bei, dass er sich als nicht »ganz Deutscher« (Z. 237) bezeichnet – eben, weil ihm die Selbstdefinition abgesprochen wird oder weil er aufgrund seiner familiären Migrationserfahrung⁶⁸ annimmt, kein Recht auf die Identifizierung als ›ganz Deutscher‹ zu haben.⁶⁹ Wie Timothee berichtet auch Niam von Anpassungsstrategien, die er auf sich und seine Kinder anwendet. In der folgenden Passage erzählt Niam von seinen Beweggründen, nachträglich den Nachnamen seiner Frau anzunehmen: Während die Kinder von Beginn an den (deutschen) Nachnamen der Mutter tragen, entschließt sich Niam, diesen ebenfalls nachträglich anzunehmen (vgl. Z. 379f.). Dass die Kinder den Nachnamen der Mutter bekommen, ist eine bewusste Entscheidung der Eltern, da »es schon so is dass es [ohne deutschen Namen, JB] schwieriger is« (Z. 384f.), was Niam nicht als »rassistisch« (Z. 386) empfindet, sondern als »fast schon logisch« (ebd.). Niam will nicht schimpfen über die »Wohnungsbesitzer« (Z. 388) oder die »Lehrstellen die [er, JB] nich bekommen ha[t]« (Z. 389), weil die »Klischees [...] oft bestätigt« (Z. 391) werden – auch wenn man »nie alle über einen Kamm schern« (Z. 390) darf. »Klar« (Z. 392) ist es einerseits

67 Vgl. zu Linguizismus als spezielle Form des Rassismus: Dirim 2010, S. 91f.

68 Sein Vater migriert in den 1980er Jahren aus dem Iran nach Deutschland.

69 Dies ist genauer in Kap. 4.2.2 nachzulesen.

für ihn als Individuum »blöd« (Z. 393) und er ärgert sich darüber. Andererseits bekommt er mit, wie »Leute mit Migrationshintergrund« (Z. 394f.) oder »Ausländer« (Z. 395) über Deutschland und die Deutschen »schimpfen« (ebd.), was er »nich in Ordnung« (Z. 396) findet und wovon er »immer viel Abstand« (Z. 397) nimmt. Wenn es nicht aufhört, »dass die einen über die anderen schimpfen« (Z. 398f.) führt dies irgendwann zu einem »Problem« (Z. 399), was er nicht für seine Kinder will. Wie bereits gezeigt⁷⁰, haben die Kinder Niams sowohl einen deutschen Vor-, als auch einen deutschen Nachnamen. Wie auch Timothee, ist sich Niam über die Benachteiligung durch einen ›nicht-deutschen‹ Namen auf dem Wohn- und Arbeitsmarkt im Klaren. Im Gegensatz zu Timothee negiert Niam jedoch den dahinterstehenden strukturellen Rassismus und rahmt die dadurch entstehende Benachteiligung als logische Konsequenz der Bestätigung von Vorurteilen durch Menschen mit Migrationshintergrund. Dies kann als ein Beispiel oder eine Ausprägung von Internalized Racism (Pyke 2010) gedeutet werden. Dieses Phänomen, das die rassistische Diskriminierung und Unterdrückung durch »racially subordinated« (ebd., S. 551) bezeichnet, trägt als Komponente von Rassismus zur Reproduktion von »racial inequality« (ebd.) bei.⁷¹ Weiterführend beschreibt Defensive Othering eine Ausdrucksform des internalisierten Rassismus, die als »identity work done by those seeking membership in a dominant group, or by those seeking to deflect the stigma they experience as members of a subordinate group« (Schwalbe et al. 2000, S. 425) definiert werden kann. Das Phänomen ist als Reaktion auf einen »oppressive identity code already imposed by a dominant group« (ebd.) zu verstehen. Indem Menschen der ›untergeordneten Gruppe‹ von ›anderen Gruppenmitgliedern‹ (negative) Stereotype und Annahmen der Dominanzgesellschaft zugeschrieben werden, können sich Letztere dadurch von den negativen Stereotypen und Vorstellungen distanzieren (vgl. Pyke 2010, S. 557).⁷² Internalized Racism resultiert also aus der Position von Individuen im sozialen Raum, die in Niams und Timothees Fall von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist. Durch die Abgrenzung von ›Leuten mit Migrationshintergrund‹ und ›Ausländern‹, die über Deutschland und über Deutsche »schimpfen«, versucht Niam mehr Zugehörigkeit mit der Dominanzgesellschaft herzustellen. Er möchte sich aus diesem Konflikt heraushalten, möglichst nicht auffallen oder Probleme bekommen bzw. verursachen. An einer anderen Stelle erzählt er:

⁷⁰ Vgl. dazu Kap. 4.2.2.

⁷¹ Internalized Racism wurde über lange Zeit von der (soziologischen) Forschungslandschaft ignoriert und tabuisiert. Die Auseinandersetzung mit »internalized White racism« (Pyke 2010, S. 552) ist jedoch ein fundamentaler Bestandteil des »project of resisting racism« (ebd.).

⁷² Obwohl Defensive Othering eine Form von Internalized Racism darstellt, ist es wichtig zu verstehen, dass »defensive othering is a normal adaptive response to racism and not a cause of racism [...]. It is a symptom of the disease of racism, but not the disease itself« (Pyke 2010, S. 557f.).

»ich w-will nich auffallen also ich, wollt schon immer einfach normal sein« (ebd., Z. 724), womit eine grundlegende Orientierung Niams zutage tritt: Auch für seine Kinder möchte er, dass diese als ›normal‹ wahrgenommen werden. Insofern orientiert sich Niam, wie Timothee, mit Blick auf die Anpassungsstrategien für seine Kinder an Pragmatismus, da diese eben im Gegensatz zur Hautfarbe bzw. zum phänotypischen Äußeren kontrollierbar sind. Die Daten des Forschungsbereich beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) (2018) belegen, was Timothee und Niam berichten. So konnte nachgewiesen werden, dass Personen, deren äußere Merkmale auf eine Migrationsbiographie bzw. eine ausländische Herkunft ihrer Vorfahren schließen lassen, zu 48 % von erlebter Diskriminierung berichten. Sprechen diese Personen zusätzlich einen Akzent, steigert dies den Wert auf 59 %. Während ein Akzent mit der Zeit jedoch abgelegt werden kann, gilt gleiches nicht für die auf eine Migrationsgeschichte hindeutenden phänotypischen Merkmale. Betroffene sind den Diskriminierungen also dauerhaft ausgeliefert (vgl. ebd., S. 16ff.). Zu welchen Rassismuserfahrungen dies in Niams Fall führt, erzählt er wie folgt: Er konstatiert, dass er sich manchmal fühlt, wie »der Wolf im Schafspelz« (Z. 359). Zwar fühlt er sich »schon als Deutscher« (Z. 359f.), aber ist »nicht immer so akzeptiert worden« (Z. 360). Oft wird er von anderen auf der Straße oder in der U-Bahn angesprochen und gefragt, ob er Deutsch spreche, woraufhin er entgegnet »ja klar was-was wollen sie« (Z. 363f.). Diese Personen möchten dann bspw. wissen, wieviel Uhr es ist (vgl. ebd.). Rückblickend stellt er fest, dass er keine Erfahrungen gemacht hat, mit denen er »überhaupt nich umgehen« (Z. 365) kann. Gleichwohl bemerkt er, dass Leute ihm erst dann »offen also aufgeschlossen« (Z. 367) gegenübertreten, wenn sie hören, wie er spricht. Wenn sie ihn sprechen hören, »beruhigt« (Z. 371) sie dies und gibt ihnen »Sicherheit« (Z. 368), während sie vorher in seiner Anwesenheit ein »mulmiges Gefühl« (Z. 370) haben oder sich »unwohl« (Z. 373) fühlen. Es stört ihn aber nicht, da er keine »Rampensau« (Z. 375) ist, die es braucht, dass sich alles um sie dreht. Vielmehr ist es ihm recht, wenn ihn nicht »viele Leute anquatschen« (Z. 377). Dennoch bemerkt er »des« (Z. 378). Durch die Redewendung des (bösen) Wolfs im Schafspelz rekurriert Niam erneut auf sein Äußeres. Da er als nicht-weiß gelesen wird, wird ihm nicht nur die Zugehörigkeit abgesprochen, sondern Menschen fühlen sich durch seine Erscheinung in seiner Gegenwart regelrecht bedroht, unwohl und ängstlich. Sie gehen erst offen auf Niam zu, wenn sie hören, dass und wie er Deutsch spricht. Wie auch bei Timothee liegt eine Bewältigungsstrategie rassistischer Diskriminierung, deren Unterschwelligkeit keine deutliche Benennung zulässt (»des«), in der Sprache. Mit El-Mafaalani et al. (2017) lässt sich festhalten, dass implizite und latente Formen rassistischer Diskriminierung zu Erklärungsunsicherheit bei den Betroffenen führen, die eine genaue Einordnung verunmöglichen (vgl. ebd., S. 183). Dass sich rassistische Taten oftmals nur schwer benennen lassen und darüber hinaus zur Einordnung ein Bewusstsein über Rassismus voraussetzen, zeigt sich ebenfalls in folgender, längerer Passage. So erzählt Niam von seiner »aller-

erste[n]« (Z. 244) Rassismuserfahrung, die er »Jahre später erst gecheckt [hat, JB]« (Z. 247). Als er in der fünften oder sechsten Klasse auf dem Schulweg mit seinem Fahrrad an der Ampel steht und dort ebenfalls ein Mann mit seinem Hund wartet, streichelt Niam den Hund, der an ihm schnuppert (vgl. 248ff.). Der Mann zieht den Hund mit dem Worten »gehst net zu dem ah dreckert-irgend-irgendwie« (Z. 252f.) von Niam weg. Als Kind kann Niam dies nicht einordnen, erst einige Jahre später »ha[t] [er, JB] des erst gespannt also was-was des Problem war von dem« (Z. 257). Dadurch, dass es Niams erstes Erlebnis dieser Art ist, weiß er nicht, »warum« (Z. 260) ihm dies passiert und weiß auch nicht wie er darauf reagieren »soll oder kann« (Z. 261). Sein »ganzes Unterbewusstsein« (Z. 261f.) kann zu diesem Zeitpunkt mit »Rassismus gar nichts anfangen« (Z. 262). Vielleicht tut er dem Mann mit dieser ›Unterstellung‹ »unrecht« (Z. 264), aber »rückblickend denk ich schon m-m was jetzt, sein Problem war genau« (Z. 265). Weiterhin führt er aus:

»[W]o=s mir noch auch, **ganz extrem** ganz extrem aufgefallen is wo ich auch **viel** mit der [Frau] diskutiert hab und wo=s dann schon, **ja** na gut, soweit war=s nich aber wo ich schon, n **blödes Gefühl** hatte auf die **Straße** zu gehn und sowas, des war tatsächlich wo diese **Flüchtlingswelle** war des war ja glaub ich Zweitausend**fünf-zehn** war diese Flüchtlingswelle und Zweitausendsechzehn is eben die [Tochter] auf die **Welt** gekommen **da** wir ham **[Ort]=eben** gewohnt zu der **Zeit** und da hab ich wirklich, **kein** gutes Gefühl gehabt wenn ich jetzt n **Kinderwagen** mit der mit der [Tochter] **schieb** und und **keine Ahnung** ne **Jogginghose** an hab oder sowas dann **bild** ich mir ein oft **Blicke** bekommen zu habn so wie **ja** jetzt is der **hier** und jetzt hat er schon, n **Kind** gemacht **hier** und, **des** war ganz **extrem** also da hab ich mh=pf sie sagt es ist **Einbildung**, die [Frau] aber ich sag des is **keine** Einbildung weil ich weiß wie die Leute **vorher** gekuckt ham und=und wie sie wie **sie** jetzt **kucken** und des **war** dann schon **oft** soweit dass ich gesagt hab **ja** ich geh aber geh **du mit**, weil ich einfach halt **des**, dass die **Leute** halt sehn ich **bin nicht**, quasi nich so einer der jetzt **hierherkommt** und irgendwelche **Kinder macht** [holt Luft] aber des, des war-des hat mir **schon**, hat mir schon zu **schaffen** gemacht also des war schon was des (2) des war halt genau die **Zeit**, des hat halt einfach **gut** in die **Zeit gepasst**, bin mir auch **sicher** dass des-dass ich, m-m **vielen Leuten Unrecht getan hab** einfach, und=äh die des vielleicht **gar nich**, gedacht haben sondern die halt einfach nur **gekuckt** haben weil sie halt **kucken** aber, **und äh=vielen=Leuten** auch mit Sicherheit des auch so **war** weil, da [lacht auf] weiß ich noch da bin ich nach [Stadt] gefahrn [holt Luft] äh=und=bin **ausgestiegen** da kam-f-f-da kam auch grad so=n **Zug mit Flüchtlingen** und die ham ja **allen** dann **so Willkommenspakete** in die Hand gedrückt, dann mit **Wasser** und mit=äh **Brotzeit** und sowas und hm [lacht] bin ich, mit meiner **Umhängetasche** und meiner **Jacke** halt bin ich dann da vorbeigegangen dann am **Bahnsteig** da hat die mir da wollt die mir des auch in die Hand **drücken** und dann hab ich ehrlich gsagt **äh ne** brauch ich net [ahmt die Frau nach] **ah ach so ok** und **welcome** hat sie noch gesagt und so=und=halt=mh es=is=natürlich=bissl, es war mir halt dann

n bissl **peinlich** so aber, äh des is dann halt **auch nochmal** was wo dann halt dran **erinnert** wirst dass du **anders bist** und ja, aber des war jetzt-des war jetzt eher **lustig** aber so des war halt a-auch ungefähr die **Zeit** und des **ahm** hat halt-hat halt=äh gut **reingepasst** und **ähm** des is halt auch des was ich *immer*=äh zur [Frau] gesagt hab **du verstehst** des halt **nich** also du **kennst** die Blicke halt nich, *des ja und ähm* (2) aber des war, des war **schwer** für mich=auch=also ich hab da **lange gebraucht** [holt Luft] äh um um da **drüber** zu stehen auch irgendwie, und, hab dann **oft einfach**, ja m-m **extra extra laut** äh **gesprochen** mit-mit der [**Tochter**] dass die Leute **hörn** dass ich gut-äh, **Deutsch** spreche also eigentlich, eigentlich total **affig** aber in *der* in der Zeit hat=s einfach äh ja, hat=s mich schon **sehr**, sehr **beeinträchtigt** oder sehr sehr **beschäftigt** einfach **ja** und, aber jetzt inzwischen gut hat des natürlich auch bisschen abgeebbt so diese diese **Thematik** [holt Luft] aber inzwischen denk ich, ich mein **damals** war ich ja auch, ganz ganz äh ganz **neu Vater** und hab da ja auch **keinerlei Erfahrungen** ähm (2) **gemacht** und ja, also in-inzwischen äh könnt ich denk=ich wesentlich besser damit **umgehn** aber des is halt jetzt auch schon **fünf** Jahre fast **her** und äh ja hat-hat mich schon, also f-hat mich schon mitgenomm also hat mich auch, b-**beeinträchtigt** so in meim, in meim in meim **Ausleben** von-von ja dem *Spazieren gehn* äh mit meim **Kind** halt und solche Geschichten aber ja also [atmet aus] war jetzt also=is=jetzt=**nichts** was mich **nachhaltig irgendwie** (2) äh m-m **beeinträchtigt** oder=so des war halt einfach die **Zeit** [holt Luft] und äh is jetzt aber auch wieder **vorbei** ja« (Niam, Z. 244–315).

Wo >es< Niam »extrem« auffällt, er viel mit seiner Frau diskutiert und ein »blödes Gefühl hat[] auf die Straße zu gehn«, ist zur Zeit der »Flüchtlingswelle« im Jahr 2015. Ein Jahr später wird seine Tochter geboren und Niam hat kein »gutes Gefühl«, wenn er den Kinderwagen in »Jogginghose« schiebt, da er »Blicke bekomm[t] [...] so wie ja jetzt ist der hier und jetzt hat er schon, n Kind gemacht hier«. Niams Frau sagt, dies sei »Einbildung«, aber Niam weiß, »wie die Leute vorher gekuckt ham und=und wie sie jetzt kucken«. Oft kommt es so weit, dass er nicht ohne seine Frau mit dem Kind spazieren geht, damit »die Leute halt sehn ich bin nicht, quasi nich so einer der jetzt hierherkommt und irgendwelche Kinder macht«. Dies mach ihm »zu schaffen«. Niam ist sich »sicher«, dass er damit »vielen Leuten Unrecht [tut, JB]«, die »nur gekuckt haben weil sie halt kucken«. Bei anderen ist er sich aber sicher, dass »des auch so war«. Er erinnert sich insbesondere an eine Situation, in der er in eine größere Stadt fährt, am Bahnhof aussteigt und ein Willkommenspaket »in die Hand gedrückt [bekommt, JB]«, da zur gleichen Zeit ein »Zug mit Flüchtlingen« ankommt. Niam entgegnet der Frau, die ihm das Paket geben will, dass er dieses nicht braucht. Die Frau antwortet »ah achso ok und welcome«. Niam empfindet die Situation als »bissl peinlich« und wird dadurch erneut daran erinnert, dass er >anders< ist. Zu seiner Frau sagt er »du verstehst des halt nich also du kennst die Blicke halt nich«. Dies ist schwer für Niam und er braucht lange, um »da drüber zu stehen«.

Oft spricht er mit seiner Tochter »extra laut«, damit die Leute hören, dass er »gut Deutsch« spricht, was er als »eigentlich total affig« bewertet. In dieser Zeit fühlt er sich dadurch »schon sehr, sehr beeinträchtigt« und es »beschäftigt« ihn stark. Inzwischen ist hat nicht nur »diese Thematik« an Relevanz verloren, sondern Niam hat auch mehr Erfahrungen als Vater, weswegen er nun besser damit umgehen kann. Damals nimmt es ihn jedoch mit und beeinträchtigt ihn in seinem »Ausleben von von ja dem Spazieren gehn äh mit [seinem, JB] Kind halt und solche Geschichten«. Dieser Zustand ist »jetzt auch wieder vorbei«.

Zunächst zeigt sich bei Niam, wie bei den anderen interviewten Männern, dass er bereits als Kind eine Erfahrung mit Rassismus macht, die er aufgrund des mangelnden Bewusstseins und Wissens darüber zunächst nicht als solche erkennt. Gleiches lässt sich für Timothee und den früher selbstverständlich gebrauchten Schimpfwörtern feststellen. In Bezug auf die Wahrnehmung von Rassismuserfahrungen bzw. auf die Bewältigung dieser, kann mit Scherr und Breit (2020) festgehalten werden, dass die Bewältigung von Diskriminierungserfahrungen u.a. durch die Wahrnehmung von diskriminierenden Strukturen und Praktiken von den Deutungen durch die Betroffenen abhängig ist. Die Deutungen stehen wiederum im Zusammenhang mit der Sensibilität für Diskriminierung als Phänomen, dem Grad der Identifikation mit der Gruppe und dem Ausmaß, von dem diese von Diskriminierung betroffen ist (vgl. ebd., S. 97f.).⁷³ Zudem wird in obiger Passage anschaulich, wie auch in Situationen ohne negative Intention Zugehörigkeitsordnungen durch Angehörige der Dominanzgesellschaft hergestellt werden, die für die Betroffenen Erfahrungen des Otherings bedeuten. Dadurch werden Erinnerungen an das ›Andersein‹ Letzterer (re-)aktiviert und wiederum deren Selbstdefinition oder Identifikation infrage gestellt. Zugleich deutet sich an, dass das Relativieren oder Infragestellen von Rassismuserfahrungen zu einer Verunsicherung führen können, die Betroffene an ihrer eigenen Wahrnehmung zweifeln lassen und schließlich zu einer Art ›Täter:innen-Betroffene-Umkehr‹ führen. In den oben abgedruckten Passagen erwähnt Niam mehrmals, niemandem durch ›falsche Beschuldigungen‹ Unrecht tun zu wollen.⁷⁴ Unter Begriffen wie z.B. (White) Denial oder White Fragility werden Abwehrstrategien wie das Verteidigen, Abwehren oder Leugnen von Rassismus verstanden. Laut den Daten des DeZIM (2022) zeigt die Hälfte der deutschen Bevölkerung Abwehrreflexe und bagatellisierendes Verhalten

73 Zudem sind zur kognitiven Einordnung und normativen Bewertung sowie zur psychischen und praktischen Bewältigung individuelle und kollektive Bewältigungsstrategien zu unterscheiden, die wiederrum durch unterschiedliche Einflüsse geprägt werden. Auch der gesellschaftliche Kontext, in dessen Rahmen mehr oder weniger Rückhalt geboten wird, beeinflusst die Deutungen, Bewertungen und Bewältigungsformen von Diskriminierung (vgl. Scherr und Breit 2020, S. 98).

74 Dies kann auch im Sinne eines Intervieweffekts (vgl. dazu Kap. 3.3.2) als eine auf die Konfrontation mit einer *weißen* Interviewerin zurückzuführende Aussage interpretiert werden.

in Bezug auf Rassismus. Kritik an Rassismus wird von nahezu jeder zweiten Person als Einschränkung der Meinungsfreiheit und als »Habituskontrolle« (ebd., S. 89) verstanden und Betroffene als überempfindlich und ängstlich wahrgenommen. Die Abwehr lässt sich vor allem in der Mitte der Gesellschaft beobachten (vgl. ebd., S. 80ff.). Zudem macht Niam den bewussten Einsatz der deutschen Sprache als Bewältigungsstrategie stark, mit der er einerseits Zugehörigkeit herstellt und sich andererseits von Geflüchteten abgrenzt. Darüber hinaus lehnt er das Tragen von Jogginghosen ab, um nicht dem (gesellschaftlichen) Bild eines Geflüchteten zu entsprechen.

Damit konnte für die Männlichkeitstypik beider Väter gezeigt werden, dass deren Orientierung an Pragmatismus auch aus den Rassismuserfahrungen resultiert, die beide im Verlauf ihres Lebens machen mussten und müssen. Sowohl Timothee als auch Niam greifen (pragmatisch) auf Strategien zurück, die im Gegensatz zu ihrer Hautfarbe in ihrer Handlungsmacht und im Bereich des Kontrollierbaren liegen: So ändern sie ihren Kleidungsstil, setzen bewusst die deutsche Sprache ein und wählen (in Niams Fall) deutsche Namen, um ›Normalität‹ herzustellen. Festzuhalten ist dabei, dass dies vermutlich keine freien Entscheidungen darstellt, sondern aus pragmatischen Gründen geschieht und nicht den eigentlichen Wünschen und Vorstellungen der Väter entspricht. Zudem ist im Falle Niams darauf hinzuweisen, dass dieser sich im Ausüben seiner Vaterrolle beeinträchtigt fühlt: Den Spaziergang mit seiner neugeborenen Tochter möchte er, um sich (und das Kind) zu schützen, nicht allein unternehmen, sondern er braucht die Anwesenheit seiner Frau zur Unterstützung und für ein Gefühl von Sicherheit. Damit wird er nicht nur in seiner Selbstständigkeit begrenzt, sondern auch im (öffentlichen) Verrichten von Sorgearbeit (ohne die gleichzeitige Involvierung seiner Frau) und dementsprechend im Ausleben seiner Vaterschaft.

Tuider (2012) stellt in ihrer Untersuchung das (Transformations-)Potenzial für sog. fremde Männlichkeiten heraus, das darin besteht, mittels des kulturellen und sozialen Kapitals von Vaterschaft und Care-Aufgaben eine »Reproduktion der Marginalität« (ebd., S. 397) zu überwinden. Sie konstatiert, dass Männer mit Migrationsbiographie in Deutschland gerade aufgrund der mannigfachen Diskriminierungserfahrungen Vaterschaft als Ressource zur Herstellung von Männlichkeit gebrauchen (vgl. ebd.). Dies mag für Männer mit eigener Migrations- oder Fluchterfahrung, die ihre Familie z.B. aufgrund einer fehlenden Arbeitserlaubnis nicht versorgen können, zutreffen. Sind die Männer aber bspw. bereits in Deutschland geboren und/oder aufgewachsen oder werden als nicht-weiß gelesen, ist die Problematik, wie oben gezeigt wurde, anders gelagert. Überspitzt kann daher an dieser Stelle gefragt werden, ob es sich beim Konzept von Caring Masculinities (trotz der dem Konzept zugrundeliegenden ressourcenorientierten Perspektive auf natio-ethno-kulturell ›andere‹ Männer), bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form eines weißen Privilegs handelt und damit natio-

ethno-kulturell ›Anderen‹ aufgrund rassistischer Strukturen verwehrt bleibt? Dass es sich beim Konzept von Caring Masculinities bzw. neuer Vaterschaft⁷⁵ um ein Privileg handelt, lässt sich mit Rommelspacher (2009) und ihrem Blick auf den Zusammenhang von Rassismus und Privilegien unterstreichen:

»Über Rassismus wird zentral der Zugang zu ökonomischen [sic!], sozialem, kulturellem und symbolischem Kapital in der Gesellschaft geregelt. Das geschieht vor allem durch ein Zugehörigkeitsmanagement, das die Einen als zugehörig und die Anderen als Außenstehende ausweist. Dabei sichern sich die Mehrheitsangehörigen das *Privileg*, in der Norm zu leben und ihre Normalität als verbindlich für die Anderen zu definieren. Sie leben in einer Welt, die für sie gemacht ist und in der sie sich repräsentiert fühlen. Sie haben einen leichteren Zugang zum Arbeitsmarkt und Bildungssystem, zu sozialen Beziehungen und zu persönlichem wie gesellschaftlichem Ansehen« (ebd., S. 32, H.i.O.).

Eine Zugangsbarriere zu einer Männlichkeit im Sinne von Caring Masculinities besteht für Men in the Margin, wie bereits gezeigt wurde, darin, dass diese konstant unter Verdacht stehen, sich deviant zu verhalten (vgl. Roberts und Elliott 2020, S. 87ff.). Auch wird dadurch der öffentliche und wissenschaftliche Blick auf das Potential sich transformierender und progressiver Männlichkeiten von migrantisierten Männern verstellt. Zugleich werden durch soziale Ungleichheiten hervorgebrachte Zugangsbarrieren für neue Vaterschaft von migrantisierten Männern nicht berücksichtigt. Gleichzeitig ist denkbar, dass die Rassismuserfahrungen von Men in the Margin aufgrund der erlebten Diskriminierung und Benachteiligung zu einer noch stärkeren Orientierung an der Zurückweisung von Dominanz und Herrschaft und einer gleichzeitigen Integration von Werten der Fürsorge (vgl. Elliott 2016, S. 241) führen, als bei Männern ohne Rassismuserfahrungen. Dies zeigt sich bspw. im hohen Engagement, das die Väter der vorliegenden Studie in Bezug auf die Erziehung ihrer Kinder, aber auch auf die Verrichtung von Care-Arbeit zeigen. Gleichzeitig könnten sich traditionell-konservative Elemente von hegemonialer Männlichkeit und männlichem Habitus, wie z.B. die Rolle als Beschützer, dadurch verstärken (vgl. dazu auch: Tunç 2021, S. 255). Auch hierauf gibt es in den Interviews Hinweise, wenn Deniz und Onur bspw. die Konfrontation mit den Lehrkräften ihrer Kinder suchen⁷⁶ oder wenn Niam seine Kinder nicht unbeaufsichtigt spielen lässt (vgl. Z. 1015ff.). In diesem Zusammenhang ist auf die bestehende Forschungslücke in der Erziehungswissenschaft in Bezug auf den familiären Umgang mit Rassismuserfahrungen zu verweisen. Wie Alvarado Balderrama (2023) zeigt, haben Eltern mit Rassismuserfahrungen die zusätzliche Erziehungsaufgabe, ihre

75 Caring Masculinities und neue Vaterschaft sind nicht synonym zu verstehen, doch im Sinne von neuer Vaterschaft als Modus Operandi als ›Art des Handelns‹ eng miteinander verwoben.

76 Vgl. dazu Kap. 4.1 und 4.2.

Kinder auf »eine von Rassismus geprägte Umgebung vorzubereiten, im Umgang mit Rassismuserfahrungen zu unterstützen und ihnen Coping-Strategien zu vermitteln« (ebd., S. 36f.). Dies kann über bewusste Strategien, wie bspw. über die deutsche Namensgebung, jedoch auch über unbewusste oder subtile Strategien erfolgen, wie sich bspw. in der Entscheidung über die Spracherziehung seines Kindes, in Timothees Fall, zeigt. Rassismuserfahrungen stellen also eine zusätzliche, sich mit weiteren Diskriminierungen verschränkte Form von Belastung dar, die von Eltern wie Kindern obendrein bewältigt werden muss. In einer weiteren Untersuchung wäre mit einem größeren und (noch) diverseren Sample zu prüfen, ob sich die These, dass eine Männlichkeitskonstruktion im Sinne von Caring Masculinities in ihrem Modus Operandi von neuer Vaterschaft natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ als weißes Privileg verwehrt bleibt, weiter belegen und damit validieren lässt. Es bleibt ebenfalls zu zeigen, inwiefern sich Rassismuserfahrungen auch von verschiedenen Personengruppen unterscheiden und auswirken. In weiteren Untersuchungen müssen zudem weitere Dynamiken sozialer Ungleichheiten in den Blick genommen werden, die eine Realisierung von neuer Vaterschaft erschweren können.

4.3.2 Ausblick auf eine Migrations-, Alters- und Geschlechtstypik

Wie schon hinsichtlich der Typik der Rassismuserfahrungen konstatiert wurde, müsste in einem weiteren Durchgang einer empirischen Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen migrantischer Väter größer und breiter gesampelt werden. Jedoch ergeben sich aus der Typenbildung Hinweise, die nachfolgend diskutiert werden und einen Anstoß für zukünftige Forschung geben sollen. Mit einer erhöhten Fallzahl scheint es vielversprechend, eine komplexe Migrationstypik zu bilden, die ebenfalls den konjunktiven Erfahrungsraum der Generationszugehörigkeit berührt. Es wird angenommen, dass es sich unterschiedlich auf eine Basistypik wie die der vorliegenden Studie auswirken kann, wie lange bzw. in welcher Generation Personen bereits in Deutschland leben, ob sie eine eigene Migrationserfahrung haben oder ob sie die Migration der Eltern bewusst miterlebt haben. Auch scheint es unterschiedliche Auswirkungen auf Männlichkeit und Vaterschaft zu haben, aus welchen Ländern die Vorfahren oder die Personen selbst migriert sind und wie ›sichtbar‹ der jeweilige Migrationshintergrund ist, bzw. welche Zuschreibungen damit assoziiert werden, z.B. hinsichtlich der Religionszugehörigkeit oder der Kultur. So stammen Deniz' (Typ I: Idealist) und Onurs (Typ III: Traditionalist) Eltern aus der Türkei, während Jorgos' (Typ: III Traditionalist) und Wolfgang's (Typ II: Pragmatiker) Eltern aus Griechenland nach Deutschland migrieren. Jedoch vereint alle vier Fälle, dass die Eltern als Gastarbeiter:innen nach Deutschland migriert sind. Hingegen kommen Timothees Eltern mit ihm aus dem Kongo nach Deutschland, während Niams (beide Typ II: Pragmatiker) Vater aus dem Iran nach Deutsch-

land migriert. Über die Beweggründe für die Migration spricht Timothee nicht, während Niam erzählt, dass sein Vater zum Studium nach Deutschland kommt. Wie sich bereits in der Typik der Rassismuserfahrungen gezeigt hat, gehen mit den unterschiedlichen Migrationsgeschichten und unterschiedlichen Hautfarben offenbar auch unterschiedliche Zuschreibungen durch die Dominanzgesellschaft einher, die sich wiederum auf das Ausmaß der Rassismuserfahrungen auswirken. Wie sich ebenfalls bereits angedeutet hat, können familiäre Ausgangslagen vor und nach einer Migration einen unterschiedlichen soziogenetischen Einfluss auf die Basistypik Männlichkeit haben, da sie bspw. wiederum mit der Ausstattung mit ökonomischen, sozialen, kulturellen sowie symbolischen Kapitalien zusammenhängen.⁷⁷

Auch wäre die Bildung einer Alterstypik interessant, da es soziogenetische Hinweise auf den Einfluss des Alters – der Väter selbst wie ihrer Kinder – gibt, die sich auf die Basistypik Männlichkeit auswirken.⁷⁸ Da die Kinder von Jorgos (Typ III: Traditionalist) bereits (post-)adoleszent und die von Deniz (Typ I: Idealist) und Onur (Typ III: Traditionalist) bereits im Alter der (Prä-)Adoleszenz sind, werden z.B. andere Formen von Care-Arbeit virulent als bei Kindern, die im Kindergartenalter sind, wie in den Fällen von Wolfgang, Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker). Dementsprechend werden auch (institutionelle) Rassismuserfahrungen unterschiedlich von den Kindern und Eltern thematisiert. Auch zeichnet sich im Fall von Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) ab, dass sein Alter eine große Rolle in Bezug auf seine Männlichkeit und das (Aus-)Leben von Vaterschaft spielt.

Nicht zuletzt wäre im Rahmen einer Geschlechtstypik zu prüfen, wie die Partnerinnen der Männer den Einfluss von Rassismuserfahrungen auf ihre Männlichkeit und Vaterschaft erleben. In der vorliegenden Arbeit deutet sich an, dass es einen Unterschied macht, ob auch die Partnerinnen einen Migrationshintergrund und Rassismuserfahrungen haben (wie bspw. bei Deniz (Typ I: Idealist) sowie Onur und Jorgos (Typ III: Traditionalist)) oder eben nicht nicht wie bei Timothee, Niam und Wolfgang (Typ II: Pragmatiker). Wichtig wäre es, in weiterführender Forschung auch die heteronormative Logik der Untersuchung zu durchbrechen und die binären Geschlechtskategorien männlich – weiblich zu überwinden, indem das Sample bspw. auch für Personen jenseits dieser Dichotomie und jenseits einer heterosexuellen

⁷⁷ Um diese Einflüsse besser sichtbar zu machen, könnte auch das Konzept der »sozialen Migrationslage« (Niermann et al. 2010, S. 12) als Folie für die Berücksichtigung und Sichtbarmachung der »spezifische[n] sozialstrukturelle[n] Verortungen von Menschen, die durch eigene Migrationserfahrung und/oder durch die ihrer Herkunfts-familie gekennzeichnet ist« (ebd.), herangezogen werden.

⁷⁸ Dem könnte im Rahmen einer prozessanalytischen Typenbildung nachgegangen werden (vgl. Nohl und Thomsen 2019, S. 243).

Orientierung geöffnet wird, da alle Menschen Bilder und Ideen über sowie Erfahrungen mit (endo cis) Männern haben.

4.3.3 Zusammenfassung

Im Rahmen der Annäherung an eine soziogenetische Typenbildung lässt sich auf den vom Großteil der Interviewpartner geteilten Erfahrungsraum der Rassismuserfahrungen verweisen – auch wenn die vorliegende Typenbildung nicht dem Anspruch an eine mehrdimensionale Typologie (vgl. Bohnsack 2013, S. 266) entsprechen kann. Um die Rassismuserfahrungen angemessen fassen und rekonstruieren zu können, wurde zunächst eine grundlagentheoretische Einordnung des Phänomens Rassismus geleistet. Nachdem die Rassismuserfahrungen zweier Väter bereits ausführlich in der Falldarstellung beschrieben wurden (Deniz, Typ I: Idealist und Onur, Typ III: Traditionalist), wird daher zunächst auf die Fälle von Wolfgang (Typ II: Pragmatiker) und Jorgos (Typ III: Traditionalist) eingegangen, in denen sich so gut wie keine Hinweise auf Rassismuserfahrungen finden. Für die beiden verbleibenden Fälle aus dem Sample, Timothee und Niam (Typ II: Pragmatiker), ist festzuhalten, dass deren Orientierungsrahmen des Pragmatismus (auch) auf unterschiedlichste, teils schwerwiegende Rassismus- und Otheringerfahrungen zurückgeführt werden kann, die vor allem dadurch bedingt sind, dass die beiden Männer als nicht-weiß gelesen werden. Timothees und Niams Diskriminierungserfahrungen nehmen großen Einfluss auf ihr (Er-)Leben von Vaterschaft. Es bleibt zu zeigen, ob es sich damit beim Konzept von Caring Masculinities bzw. in dessen Modus Operandi von neuer Vaterschaft um eine Form des (weißen) Privilegs handelt und damit natio-ethno-kulturell ›Anderen‹ verwehrt bleibt. Weiterhin ist festzuhalten, dass in der vorliegenden Arbeit keine vollumfängliche, mehrdimensionale soziogenetische Typenbildung vorgenommen werden konnte. In den Interviews finden sich verschiedene Hinweise, denen in weiteren Studien nachgegangen werden kann. Diese beziehen sich bspw. darauf, dass es hinsichtlich der Orientierungsrahmen der Befragten einen Unterschied macht, ob diese eigene Migrationserfahrungen haben oder welche Zuschreibungen der Dominanzgesellschaft mit ihrem jeweiligen Migrationshintergrund einhergehen. Darüber hinaus ist aufgrund der empirischen Ergebnisse anzunehmen, dass das Alter – sowohl der Kinder als auch der Väter selbst – die Orientierungen der Männer prägt. Zu überwinden wäre in zukünftiger Forschung auch die Perspektive der Untersuchung, die Männlichkeit aus der Perspektive von Männern erhebt und darüber hinaus in einer heteronormativen Logik verhaftet bleibt.

